Gesammelte Schriften

von

A. G. Eberhard.

Fünftes Bändchen.

Halle,
Rengersche Verlags-Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erzählungen

von

A. G. Eberhard.

Viertes Bändchen.

Halle,
Rengersche Verlags-Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erzählungen.

Viertes Bändchen.

I.

Zauberkünste.

Ein Mährchen.

Es war einmal ein stattlicher Junker, Adelbert von Glanzenhelm genannt, der hatte viele Jahre lang in einem prunklosen Häuschen mit einer sorgsamen Mutter und mit einer zärtlichen Schwester gelebt. So glaubt' er wenigstens in der Unschuld seines Herzens viele Jahre lang. Denn daß sein Vater schon lange todt war, wußt' er wohl; allein bis in sein einundzwanzigstes Jahr fiel es ihm nicht im Traume ein, daß er als Säugling auch seine Mutter verloren, und daß er nie eine Schwester gehabt habe.

Als er eines Tages heimlich einen Berg bestieg, vor welchem er von Helianen, die ihn bis dahin Sohn genannt hatte, sehr ernstlich gewarnt worden war, kam er auf einmal hinter das falsche Spiel, das man mit ihm trieb. Daß ihm auf dem Berge etwas Außerordentliches begegnen werde, konnt' er schon im voraus mit ziemlicher Gewißheit vermuthen, denn erstens war gleich Helianens Warnung in hohem Grade verdächtig, und zweitens war seine Sehnsucht nach dem Berge schon längst sehr groß, und stieg, seit dem erhaltenen Verbote, bis zu einer solchen Höhe, daß er ihr endlich durchaus nicht mehr widerstehen konnte. Es wunderte ihn daher weit weniger, als es ihn entzückte, daß er, je höher er kam, immer wunderbarere Dinge sah und hörte. Neue Blumen mit neuen Schmetterlingen in den goldenen Blüthenkelchen; neue Bäume, bald mit silbernen Stämmen, bald mit Früchten von Rubinen, bald mit Millionen kleiner grüner Saiten, statt der Blätter, in welchen die Frühlingswinde begeisternde Melodieen spielten. Und ein Heer neuer Vögel wiegte sich auf den rau=

schenden Zweigen, und übte sich, Menschenstimmen und Gesänge nachzuahmen; und muntere Bäche irrten in stetem Selbstgespräche zwischen Blumen und Steinen hin und her, bis sie einen jähen Abhang gefunden hatten, von dem sie sich taumelnd hinunterstürzten. Da ward ihre begeisterte Stimme zum Donner, und ihre hochaufhüpfenden Tropfen wurden zu funkelnden Perlen, auf welchen Millionen bunter Blitze zitterten. — Adelbert jauchzte laut auf vor Entzücken; ohne eines seiner Worte hören zu können; und während ihm war, als ob er auf Adlerfittigen in schwindelnder Höhe hoch über der Erde getragen würde, war er zitternd auf seine Kniee gesunken, als ob er betete.

Doch plötzlich fühlt' er seine linke Hand von einer andern, weichen Hand gefaßt, und ob er gleich Niemanden sah, so ward er doch aufgehoben und sanft fortgezogen, immer höher hinauf nach dem Gipfel des Berges. Auch hört' er manchmal, wenn er sich scheute weiter vorwärts zu gehen, sehr deutlich eine ganz nahe Stimme, welche ihm freundlich Muth einsprach, und ihm

noch weit schönere Ueberraschungen verhieß. Und diese Verheißungen gingen sehr bald auf das Herrlichste in Erfüllung. Denn kaum hatt' er den Gipfel des Berges erreicht: so drang ein niegesehener, zauberischer Glanz durch den Ausgang des Waldes, wie durch offene Pforten zwischen hohen, dunklen Säulen und Bergen herein; und über den jähen, blumigen Abhang des Berges gleitete sein Blick weit hinaus in eine ganz neue Welt voll niegesehener Formen und Farben. Da war ein unabsehliches, in der üppigsten Fruchtbarkeit prangendes Thal, das einem ungeheuren Garten glich. Ein breiter, silbern glänzender Strom mit hundert schwellenden Segeln grüßte in seinen vielfachen Krümmungen die schönsten Wiesen, die heitersten Weinhügel und die heiligsten Wälder. Zahllose Heerden gingen durch blumige Triften vor ihren blasenden Hirten hin. Im Schatten großer, uralter Bäume waren tausend ruhende und tanzende Menschen. Melodische Lieder, Schalmeien und Flöten tönten, zu einem großen Concerte vereinigt, von allen Seiten her, und verkündigten nicht allein, sondern erweckten auch die heiterste Fröh=

lichkeit. Und von der Abendsonne aus ergoß sich ein ganzes Meer von glänzendem Purpur, in welchem das lachende Thal und die fernen Gebirge, die es umkränzten, und der bewegliche Wolkenhimmel, und der ewige, unendliche Raum des blauen Aethers, der dazwischen ruhte, als freundlich verbundene Theile eines unbeschreiblich prächtigen Ganzen, zusammenflossen.

Ein großer, bunter Vogel erhob sich von einem nahen Baume, schwang dicht über Adelberts Haupte seine rauschenden Flügel, und stürzte sich mit lautem Freudengeschrei hinab in das glänzende Purpurmeer. Adelbert hob, ohne sich dessen bewußt zu seyn, seine Arme empor, wie Flügel, und blickte voll Sehnsucht dem schwebenden Vogel nach. Und mit einer Thräne im Auge, aber doch lächelnd vor Entzücken, rief er endlich aus: „Welch eine Herrlichkeit liegt hier ausgebreitet vor mir! Dieser Berg ist die Grenzmauer der Erde, denn dieses Thal ist die paradiesische Vorhalle des Himmels, durch welche man zwischen Blumendüften und melodischen Tönen an seine aufgethane goldne Pforte gelangt. O,

wie konnte meine Mutter mir diesen entzückenden Anblick so lange vorenthalten! Warum führte sie mich und meine Schwester nicht längst hieher, um uns in das Paradies und den Himmel wenigstens schauen zu lassen, gesetzt auch, daß wir noch nicht würdig wären, hinein zu gehen?!"

Und die wunderbare Stimme neben ihm begann ihm freundlich zuzureden, daß er muthig hinabeilen möchte in das offene, paradiesische Thal. Doch als er dieß, voll heiliger Scheu, nicht ohne die Einwilligung seiner Mutter wagen wollte, und der lebhafte Wunsch in ihm erwachte, seine geliebte Schwester zur Theilnehmerin an seinem Entzücken bei sich zu haben: da flüsterte ihm die Stimme ins Ohr, daß man ihn hintergehe, indem weder Heliane seine Mutter, noch Mathilde seine Schwester sey, und daß er, als der freigeborne Sohn eines reichen, tapfern Ritters, sich ungesäumt der entehrenden Herrschaft der beiden betrügerischen Unholdinnen entziehen müsse.

„Das ist nicht möglich!“ rief Adelbert mit beseeltem Blicke und Tone — „Wie könnt' ich Helianen so kindlich lieben, wenn sie nicht meine Mutter wäre? Wie könnt' ich an Mathilden mit dieser brüderlichen Herzlichkeit hangen, wenn sie meine Schwester nicht wäre?“

Da erschütterte ihn die nahe Stimme mit der grausamen Erklärung, daß seine Liebe und Anhänglichkeit bloß die Wirkung einer bösen Zauberei sey, der er nicht anders, als durch die schnellste Flucht, entgehen könne.

Adelbert drückte im Uebermaaße des Schrecks und des Schmerzes mit seiner Rechten beide Augen zu. Seine ausgestreckte Linke ward vertraulich von einer fremden Hand gefaßt. Er blickte auf, ohne Jemanden zu sehen. Die unsichtbare Hand begann ihn fortzuziehen. Aber der Gedanke einer solchen Flucht war ihm zu verhaßt, als daß er nicht mit seiner ganzen Kraft seinem unsichtbaren Führer hätte widerstreben sollen. Alsbald ließ die fremde Hand ihn los; die wunderbare Stimme verstummte, und nichts hielt seine schnelle Rückkehr auf. Selbst der reizende

Anblick des paradiesischen Thales hatte seine zauberische Gewalt auf einmal verloren.

* *
*

Ohne sie zu sehen, eilt' er bei den Blumen und Bäumen vorbei, die ihn, beim Besteigen des Berges, so lebhaft entzückt hatten. Selbst von dem Donner der schäumenden Wasserfälle vernahm er nichts. Nur mit Helianen und Mathilden war seine Seele beschäftigt. Auf ihr Gewissen wollt' er sie fragen, ob er wirklich eine Mutter und eine Schwester an ihnen habe, oder nicht. Bei ihrer Antwort wollt' er ihnen so scharf durch die Augen in die Herzen blicken, daß ihm die Wahrheit unmöglich entgehen könne. Wenn er sie dann unschuldig fände, wie er sehnlich wünschte und hoffte: so wollt' er sich mit verdoppelter, kindlicher und brüderlicher Zärtlichkeit in ihre Arme werfen, und Helianen auf das Feierlichste geloben, nie wieder eines ihrer Verbote zu übertreten. Fänd' er aber bestätigt, was ihm auf eine so wunderbare Weise in die Ohren geflüstert war: so wollt' er ihnen ohne Schonung

sagen, daß sie abscheuliche Betrügerinnen wären, und wollte ungesäumt den Schauplatz seines Jugendlebens verlassen, um die unseligen Bande, in welche man hinterlistiger Weise sein Herz geschlagen hatte, auf einmal und auf immer zu zerreißen.

Bis an den Fuß des Berges hinunter verließ ihn weder sein Muth, noch seine Entschlossenheit. Als er sich aber wieder in dem heimathlichen kleinen Thale befand, und als er zumal das Hüttchen erblickte, in welchem er so lange froh und friedlich gewohnt hatte: da ergriff ihn eine Bangigkeit, als ob er das größte Verbrechen schon begangen hätte, oder eben begehen wollte. Er schlich so langsam, als ob schwere Fesseln an seinen Füßen hingen, und er athmete so mühsam, als ob ein schwerer Stein seine Brust belastete. Er strengte sich an mit seiner ganzen Kraft, als kämpfte er gegen einen Riesen oder irgend ein Ungeheuer, und kam dennoch kaum von der Stelle. Er betrat endlich den hintern Theil des Gärtchens, welches das Haus umgab; aber in dieses hineinzugehen, war ihm unmöglich. Er fühlte zu tief, daß

ihm entweder die allerbitterste Beschämung, oder die allerbitterste Kränkung bevorstehe. Er schwankte daher, um hiezu nur einigermaßen Kräfte zu sammeln, dem schmalen Eingange einer runden Laube zu, um in dem dichten Blättergewölbe derselben einige Zeit verborgen zu bleiben.

Mit tiefgesenktem Haupte kam er an den Eingang der Laube. Eine weiße Gestalt mitten in der Dämmerung der Laube zog seine Blicke auf sich. — Er war wie gelähmt an allen seinen Gliedern, denn er stand zwei Schritte weit von Helianen, die unbeweglich aufwärts sah, als ob etwas Höheres, Ueberirdisches sie beschäftigte. Nach einer qualvollen Minute, die ihm eine Stunde zu seyn schien, hört' er endlich nun aus Helianens Munde die Worte: „Zerrissen ist das schöne Band nun zwischen Mutter und Sohne!"

Es war kein strafender, sondern mehr ein schmerzlicher Ton, mit welchem sie dieses sprach; daher ward Adelbert so heftig davon ergriffen, daß er auf seine Kniee niederstürzte, und mit der leidenschaftlichsten Wärme ausrief: „Hab' ich denn eine Mutter?"

Kaum noch hörbar tönte Helianens Stimme: „Nicht mehr.“

Plötzlich schien die ganze Laube auf einige Augenblicke von einem matten, grünlichen Feuer entzündet zu seyn. Ein scharfer Zugwind umwehte Adelberts heiße Schläfe. Der Boden unter ihm schwankte, wie Wasserwellen. Adelbert wollte Helianens Kniee umfassen; aber mit Entsetzen fühlt' er, statt ihrer, einen kalten Stein in seinen Armen. Er sprang auf, und sah, mit sprachlosem Staunen, auf der Stelle, wo sie eben noch gestanden hatte, ein marmornes Denkmal. Erst nach einigen Minuten war er im Stande, ganz leise zu sagen: „Heliane, wo bist Du?“

Es erfolgte keine Antwort. Doch statt derselben erblickte Adelbert auf dem Denkmale die Inschrift:

Das Schicksal will es so: Der schöne Glaub' ist hin;
Es muß die gute Fee dem Zweifler schnell entschwinden;
Doch liebend bleibt zurück noch eine Zauberin,
In deren Armen wird er seinen Tod wohl finden.

Adelbert las zum zweiten und zum dritten Male die Inschrift, und ward immer unruhiger über ihren Sinn.

„Also eine Fee war Heliane!“ sprach er endlich zu sich selbst — „aber eine gute Fee, die mich mütterlich pflegte und liebte. Mein Mißtrauen hat sie vertrieben. O, wie hart bin ich für meinen Ungehorsam bestraft! Hätt' ich den Berg nicht bestiegen, und mein Ohr nicht der unsichtbaren Stimme geliehen: so hätt' ich an Helianen noch eine zärtliche Mutter, und wäre so glücklich geblieben, wie ich bisher es war. Nun aber bin ich auf immer verwaist, und die arme Mathilde ist es durch meine Schuld auch!“ —

Hier hielt er plötzlich erschrocken inne, denn sein Blick fiel eben wieder auf die beiden letzten Zeilen der Inschrift. Ein kalter Schauder durchbebte seine Glieder, und mit stockender Stimme fuhr er endlich fort zu sprechen: „Womit hab' ich aber den Tod verdient? Wer ist die Zauberin, die mich so grausam strafen soll?“ — Er schwieg, und sann einige Augenblicke. Dann, von dem schrecklichsten Gedanken überrascht, schlug er

mit Heftigkeit seine Hände zusammen, und rief: „Wär's möglich? — Könntest Du es seyn? — Bist Du es — bist Du es, Mathilde?"

„Ja, ich bin es," hört' er ihre Stimme sanft und schüchtern tönen. Sie klang ihm wie ein Donner. Er kehrte rasch sich um, und sah, nur wenige Schritte weit von sich, Mathilden stehen, die eben aus dem Hause gekommen war, um in der Laube Helianen aufzusuchen.

„Halt!" rief er — „nähere Dich mir nicht! sag' erst, wer bist Du? — Schwöre mir bei Gott und allen Heiligen, ob Du meine Schwester bist — oder — ob Du — —"

Er konnte das böse Wort nicht über die Lippen bringen, das er sagen wollte. — Mathilde brach in einen Strom von Thränen aus, und sprach: „Ach, nein! ich bin nicht Deine Schwester!"

Adelbert ward bleich, als ob der Tod ihn schon mit kalten Fingern berührte, und wankte hin und her, so daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Sein schreckliches Gefühl brach erst nach einer langen Pause in die Worte aus: „Vollen-

de denn Dein Werk, Betrügerin! ich kann und mag Dir nicht entfliehn!“

„O, nenne mich nicht so!“ fiel ihm Mathilde mit schmerzlichem Tone ins Wort — „erst vor einer Stunde hat es mir die Mutter entdeckt, daß ich nicht Deine Schwester bin. Ich habe schon viel deßhalb geweint!“

Mit bitterm Hohne unterbrach sie Adelbert: „Geweint? geweint? — Ganz recht! auch Krokodille weinen ja, und äffen Menschentöne nach, um Menschen zu ermorden!“

Da schluchzte Mathilde: „O, Adelbert! wie kannst Du mich so bitter kränken! Ich habe Dich geliebt wie einen Bruder; und werde Dich ewig so lieben.“

Sie sah ihn zärtlich an, und streckte ihre Arme aus, ihn an ihr Herz zu drücken. „Ha, Schlange!“ rief er — „listige Schlange! mordlustige Zauberin! hieran erkenn' ich Dich! mit diesen Armen willst Du mich ermorden! Durch Deine schwarzen Künste steh' ich schon wie eingewurzelt in dem Boden. Mit diesen Blicken, diesen

Thränen, diesen Tönen willst Du mich in Deine Arme locken! Doch, sage, welch' ein Recht hast Du auf mich? — Was hab' ich Dir gethan?"

Mathilde konnte keine Worte finden, und schüttelte nur, bitterlich weinend, mit dem Kopfe. — In diesem Augenblicke kam, laut wiehernd, durch die offene Gartenthüre das weiße Roß gesprungen, womit Heliane drei Jahre früher schon Adelberten beschenkt hatte. Mathilde floh davor zurück. Adelbert hingegen fing es mit kräftigen Händen auf, und hielt es fest, ob es gleich ohne Zügel war. Und das schnell besänftigte Thier schmiegte sich vertraulich an seinen Herrn, sah ihn so bedeutend an, als wollt' es mit ihm sprechen, und da er hierauf nicht genug achtete, kniet' es vor ihm nieder, und wieherte noch lauter als vorher. „Was willst du?" rief Adelbert verwundert, „sendet dich eine höhere Macht, mich hinweg zu führen aus dem Gebiete böser Zauberei?" — Das Roß wieherte zum dritten Male. Adelbert schwang sich hinauf,

und im Nu flog das Thier mit ihm auf und davon.

* *
*

Mit einem Tone, so weich, schmerzlich und so liebevoll, wie jemals einer aus dem Munde eines Mädchens geflossen ist, hörte Adelbert, noch im Entfliehen, von Mathilden seinen Namen rufen. Er war, wenigstens für den Augenblick, so erschüttert davon, daß er sein Pferd vielleicht sogleich zurück in den Garten gelenkt hätte, wenn es nicht ohne Zaum gewesen wäre. Doch das Pferd verdoppelte seine Schnelligkeit nach dem süßtönenden Rufe; und hierdurch aufmerksam gemacht, besann sich auch Adelbert bald eines Andern, und dankte dem treuen und klugen Thiere dafür, daß es, entschlossener und vorsichtiger als er, sich durch keine List irre machen lasse, sondern mit einer so unerhörten Schnelligkeit entfliehe, daß sie schwerlich irgend eine Hexe auf einem Bocke, einer Ofengabel oder einem Besenstiele würde einholen können.

Auf ein paar Augenblicke verstummte zwar Adelbert vor Schreck über das Wort Hexe, dessen er sich, in bestimmter Beziehung auf Mathilden, seine sonst so geliebte Schwester, bedient hatte. Doch sehr bald war er mit sich darüber vollkommen einig, daß eine solche Unholdin, wie sie, die ihn durch die unläugbaren Zaubermittel ihrer Blicke, Thränen und Töne so augenscheinlich und förmlich behext habe, um ihn zu ermorden, wirklich eine Hexe sey, und gar nicht anders genannt zu werden verdiene. Daß sie sich in ihrem Aeußern von der gewöhnlichen Art etwas unterschied, indem sie, statt der rothen Augen, rothe Backen, statt der blauen Lippen, blaue Augen, und statt einer Million Runzeln, eine Haut, so glatt, wie Atlas, hatte, machte sie nur desto gefährlicher. Wer indessen einmal wußte, was hinter ihrer betrügerischen Larve eigentlich versteckt war, der ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern nannte sie ohne Schonung eine Hexe, und suchte aus ihrem bösen Zauberkreise mit möglichster Schnelligkeit zu entkommen,

wie Adelbert, der auf seinem Wettrenner auf einmal so klug und keck geworden war.

Einen wahren Wettrenner konnte man wirklich den alten Schimmel nennen, und zwar einen, der es fast mit den Vögeln in der Luft aufzunehmen im Stande war. Er schien in ein Flügelpferd verwandelt zu seyn, so leicht flog er über den Boden hin, fast ohne ihn zu berühren. Und Adelbert saß so schlußfest auf ihm, und hatte so viel Lust und Muth, in die weite Welt hinaus zu entfliehen, daß er an keine Gefahr dachte, bei dem wildesten Jagen, über Stock und Stein, ohne Sattel und Zaum, sondern daß er sogar von Zeit zu Zeit rief: „Bravo, lieber Schimmel! lauf so schnell und so weit du kannst. Ich wollte, du trügst mich noch vor der Morgenröthe bis an das Ende der Welt.“

Mitunter war es auch, als ob der wilde Schimmel der leibhaftige Pegasus aus der uralten Fabelzeit wäre, denn der Reiter auf ihm ward oft zum begeisterten Träumer und Seher und Sprecher, so, daß er fast einem Priester des heidnischen Gottes Apollo glich. Er träumte sich mit

offnen Augen in die seligen Zeiten zurück, da er noch mit festem Glauben Helianen für seine Mutter und Mathilden für seine Schwester hielt. Er glaubte, sie noch vor sich zu sehen: die Eine, ihn kleidend, speisend und belehrend, die Andere, mit ihm scherzend und spielend, doch Beide immer mit Blicken voll Liebe und mit einem Tone, der so herzlich klang, daß er auch unwiderstehlich das Herz traf.

„Welch' eine Mutter! welch' eine Schwester!" rief Adelbert in seiner begeisterten Träumerei — „ihr Sterne da oben leuchtet nicht halb so freundlich, als ihre Augen! nichts bist du, Nachtigallgesang, gegen den Ton ihrer Stimme! ihr ausgebreiteten Zweige voll weißer, duftender Blüten, wie wenig gleicht ihr den schönen Armen, vorhin so traulich mir entgegengestreckt!" — —

Doch da fiel ihm plötzlich ein, daß Mathilde nur darum den ganzen Zauber ihrer Blicke und Töne aufgeboten habe, um ihn mit ihren traulich entgegengestreckten Armen zu ermorden. Nun sah er hinter der Engelmaske ihres Gesichts

ganz deutlich die häßlichsten Hexenzüge voll Falschheit, Tücke und Mordbegier; und er flehte den Himmel um Blitze an, die giftige Schlange zu zerschmettern, und die Erde beschwor er, sich unter ihr zu öffnen, um ihre Spur auf immer zu vertilgen.

Dann brach er wieder in Thränen aus, und klagte: „Wo find' ich eine Schwester wieder, wie diese war? Auf welcher Flur, in welchem Haine soll ich sie suchen? Ich bin ein Fremdling auf der weiten Welt. Ich habe keinen, der mich liebt, und keine Heimath mehr! — O, eile, eile, du mein treues Roß, und bringe mich hin zu einem Herzen voll redlicher Liebe!"

Und das treue Thier lief, augenscheinlich von einer höhern Macht getrieben und gestärkt, mit unveränderter Schnelligkeit, und strauchelte nicht ein einziges Mal, trotz der Dunkelheit der Nacht. Adelbert kümmerte sich nicht um Weg und Ziel; konnt' es auch nicht, weil er weder den Boden, über den er flog, zu sehen, noch sein Roß zu leiten im Stande war. Seine Blicke waren fast beständig nach den einzelnen Sternen gerich-

tet, die hie und da zwischen schwarzen Wolken hervorschimmerten. Mit ihnen sprach er oft, wie mit tröstlichen Freunden, denn er glaubte sie alle von guten Geistern bewohnt, die sich seiner annehmen könnten und würden, um ihn gegen die Macht eines feindlichen Wesens zu schützen.

Endlich aber — es war schon um die Zeit, da die Morgendämmerung bald anbrechen wollte — ward seine Unterhaltung mit den Sternen plötzlich durch das Stillstehen seines Pferdes unterbrochen. Nur wenige Augenblicke war er ungewiß, ob nur ein zufälliges Hinderniß die Ursache hievon sey, oder ob das Thier von seiner übernatürlichen Anstrengung ausruhen wolle. Es sank nemlich sehr bald auf seine Kniee, und sobald er von ihm herabgestiegen war, streckt' es sich ruhig aufs Gras.

Mit der größten Neugier blickte Adelbert rings um sich her; doch konnt' er nichts erkennen, als vor sich einen dunkeln Wald, und hinter sich ein duftiges, wie es ihm schien, sehr hohes Gebirge. — „In welchem Lande mag ich seyn?“ rief er aus — „was für ein heiliger Wald mag

das seyn?" Er wäre gern hineingegangen; doch hielt ihn die Furcht, sich zu verirren und von seinem treuen Pferde getrennt zu werden, davon zurück. Es blieb ihm nichts übrig, als den Anbruch des Tages abzuwarten, um zu sehen, in welches Wunderland er versetzt sey. Des Harrens überdrüßig, und von dem wilden Ritte sehr ermüdet, legt' er sich endlich nicht weit von seinem Pferde nieder, und sank sehr bald in einen tiefen, erquickenden Schlaf.

* *
*

Als die Sonne schon ziemlich hoch stand, erwacht' er endlich. Er sprang auf, sah sich um, und traute vor Schreck seinen Augen kaum, denn je mehr er sich, um recht zu sehen, seine Augen rieb, desto unbezweifelbarer ward ihm die traurige Entdeckung, daß er sich nirgends anders, als immer noch in dem heimathlichen Thale befinde, welchem er, wer weiß wie weit, entflohn zu seyn glaubte. Das Gebirge und der dunkle Wald, die ihm in der Nacht so fremd und groß erschienen, waren ein mäßiger Hügel und ein umzäuntes Er=

lengebüsch, wo sich Mathilde an jedem warmen Abende in dem durchfließenden Bache zu baden pflegte. Jetzt, da er alles deutlich sah und wieder erkannte, war ihm seine Täuschung in der Nacht fast unbegreiflich, und seine Beschämung war fast größer, als seine Furcht vor der so nahen Gefahr.

Mit raschen Schritten trat er zu dem Pferde, das noch still ausgestreckt auf dem Boden lag, und sprach voll Zorn: „O du untreues Thier! wie hast du mich so bitter getäuscht! Ich glaubte einen Retter in dir gefunden zu haben, und sehe nun mit Abscheu, daß du mit meiner bösen Feindin im Einverständnisse stehst. Damit ich ihr auf meinen gesunden Füßen nicht entfliehen möchte, hast du mich auf deinem Rücken in tausend Kreisen wild herum getragen bis auf diese Stelle, die kaum so weit, als ein Pfeil von der Armbrust fliegt, von dem Orte, wo ich dich bestieg, entfernt liegt. Möchtest du dafür nimmer wieder aufstehen können von dieser Stelle, denn die Tücke, mit welcher du mir meinen Tod

bereiten hilfst, ist so schändlich, daß du nicht werth bist, länger zu leben."

Hätte Adelbert ein Schwert gehabt, er hätt' es gewiß dem Thiere in das Herz gestoßen. Als er es indessen noch einige Augenblicke voll Unmuth ansah, fiel ihm die Unbeweglichkeit und das starre Auge desselben mit einem Male sehr auf. Er stieß es an; er begann es zu schütteln; er flog nach dem nahen Bache und holte Wasser herbei, um es damit zu erquicken; doch alles war vergeblich: es war todt.

Adelberts Zorn ging über in bittern Schmerz. Er brach in Klagen und Thränen aus, wie über einen verlornen Freund. Jedes seiner vorigen Worte bereuete er jetzt, denn er war nun überzeugt, daß nicht böser Wille, sondern Mathildens Zauberei das arme Thier in der Irre herum bis auf diese Stelle geführt habe. Er sah jetzt in dem Tode desselben nur eine grausame Strafe für das Streben, mit ihm zu entfliehn. Und überzeugt, daß er der Tücke seiner Verfolgerin doch nicht entgehen könne, setzt' er sich, mit dumpfer Ergebung in sein Schicksal, neben der Leiche

des Pferdes nieder, und hielt ihm manche gerührte Parentation. Endlich fiel ihm gar ein, ein Grab zu machen; und mit der größten Anstrengung grub er die Erde dazu mit dem scharfen Ende eines zerbrochenen Bretes, das er an dem Bache fand, aus.

Als er sich gegen Sonnenuntergang eben niedergesetzt hatte, um etwas auszuruhen, sah er Mathilden aus dem Hause heraus kommen, das seitwärts zwischen einzelnen Gebüschen hervorschimmerte. Ein heftiger Schreck durchzuckte seine Glieder. Er wollte aufspringen, sank aber, wie gelähmt, wieder auf den Rasen zurück. „Mag sie denn kommen, und ihr Werk vollenden!" sprach er — „Ihrer Macht kann ich doch nicht entrinnen; auch giebt es ja nirgends mehr Freude für mich auf der Welt; für mich selbst hab' ich also dieß Grab gemacht."

Doch Mathilde ging, ohne ihn zu bemerken, in das umzäunte Büschchen. Adelbert überzeugte sich sehr bald, daß sie nichts suchte, als ihr stilles Badeplätzchen, und sein Athem

ward immer leichter, und mit diesem verbesserte sich auch seine Meinung von Mathilden so sehr, daß er sie auf einige Augenblicke gar nicht für eine Hexe und für seine Feindin halten konnte.

Fast hätt' er auf diese Art vergessen, was die Inschrift des Denkmals ihm prophezeite, und wie sehr Mathilde selbst sich schon verdächtig gemacht hatte. Doch zur rechten Zeit erinnerte er sich noch der wunderbaren Geschichte von der schönen Melusina, die sich alle Sonnabende in ihr Badezimmer verschloß, um in einer greulichen Verwandlung, indem sie nur oben ein Weib blieb, und unten ein Fisch wurde, eine schwere Versündigung an ihrem Vater abzubüßen. „Wer weiß," dachte Adelbert — „in was für ein Ungeheuer sich Mathilde täglich in dem Bade verwandelt. Die feste Umzäunung des Büschchens und Helianens Verbot, daß ich dasselbe nie betreten sollte, deuten unwidersprechlich auf ein böses Geheimniß. Auch war die Mathilde immer, den Kopf und die Hände ausgenommen, in so vielerlei unnütze Kleider gehüllt, daß sie darunter, nicht wie Melusina, nur alle Sonnabende,

sondern höchst wahrscheinlich alle Tage, Gott weiß was für eine Ungestalt verbirgt."

Der Augenblick war da, wo Adelbert auf einmal zu einer befriedigenden Gewißheit kommen konnte. Er hatte dabei nichts zu verlieren, wohl aber viel zu gewinnen, denn wenn er seinen Verdacht ungegründet fand: so war keine Gefahr für ihn, und im entgegengesetzten, schlimmsten Falle konnte ihm nichts Schlimmeres weiter begegnen, als was ihm ohnehin schon prophezeit war.

Unwiderstehlich von seiner Neugier fortgezogen, kletterte er daher über die Umzäunung, und schlich, möglichst eilig und möglichst leise zugleich, durch das immer dichtere Gebüsch. Nach einigem Hinundherirren stand er auf einmal an einer ziemlich breiten Stelle des Baches, und erblickte, etwas höher hinauf, am andern Ufer eine schneeweiße Gestalt. Es war Mathilde, die eben das letzte Stück ihres Anzuges abstreifen wollte, um in das Bad zu steigen. Adelbert stand unbeweglich, und lauschte mit klopfendem Herzen der nahen Entscheidung entgegen. — Mathilde glaubte sich so sicher, daß es ihr nicht einfiel,

noch einmal aufzublicken. Sorglos ließ sie den lauen Wind mit ihrem leichten Hemde spielen, und band es dann auf, daß es allmählich von ihren Schultern und ihrer Brust herabsank. — Er war gekommen, der entscheidende Augenblick; und Adelbert schrie laut auf vor Schreck über einen niegesehenen, blendenden Glanz, der plötzlich, wie aus den Brennpunkten zweier Sonnen, seine Augen traf. Wie ein Echo flog über Mathildens Lippen ein ähnlicher Ausruf, und als wäre sie von einem Blitze getroffen, sank ihre Gestalt, sich in sich selbst zu verbergen, auf dem Boden zusammen.

Ein dumpfer Donner tönte von dem plötzlich umwölkten Himmel herab. Es erhob sich ein Wirbelsturm, der die Wipfel der Bäume brausend gegen einander warf. Von einer unwiderstehlichen Gewalt ergriffen, taumelte Adelbert von dem überhangenden Ufer des Baches hinab. Und der vorher so ruhige Bach ward zum reißenden Strome, der schäumende Wellen schlug. Vergeblich kämpfte Adelbert mit der verzweifeltsten Anstrengung seiner ganzen Jugend-

kraft; doch die siegenden Wellen trugen ihn endlich mit entschwundenen Sinnen als ihre Beute davon.

* *
*

Hätten ihn die Wellen getödtet, so wäre die Inschrift des Denkmals zur Lüge geworden. Eine unsichtbare, mächtige Hand hielt ihn daher immer, wenn er in der Flut versinken wollte, empor, und legte ihn endlich auf einer weichen, bemoosten Stelle des Ufers nieder.

Als er aus seiner langen Betäubung erwachte, standen mehrere Männer neben ihm, mit Kleidern und Waffen, wie er noch nie gesehen hatte, und Alle begrüßten ihn freundlich, und bezeugten ihm ihre Freude darüber, daß er aus seiner todähnlichen Ohnmacht wieder ins Leben zurückgekehrt sey. Sie sagten ihm, daß sie Ritter aus der benachbarten Gegend wären, und eben von einem festlichen Turniere am Hofe des Kaisers heimkehrten, und daß sie sich seit einer Viertelstunde bemüht hätten, ihn aus seiner tiefen Ohnmacht zu erwecken. Hierauf erquickten sie ihn

auch mit Brod und Weine, wovon sie einigen Vorrath bei sich hatten, und fragten ihn, was ihm begegnet gewesen sey. „Ach!“ sprach er — „was mir begegnet ist, kann und mag ich Euch nicht in diesem Augenblicke erzählen. Aber wenn Ihr Mitleid mit einem Unglücklichen habt, auf den, ohne sein Verschulden, ein böses Geschick in diesem Thale lauert, so nehmt mich mit Euch hinweg von hier.“

Er erblickte unter den Rittern einen, der viel älter war, als die andern, und dessen ehrwürdiges und liebreiches Gesicht ihm ein besonderes Zutrauen einflößte. „O, nimm Du mich mit Dir!“ redete er diesen jetzt an — „ich will Dich lieben, wie meinen Vater, und sorgsam auf jeden Deiner Winke achten, wie ein guter Sohn. O, laß mich Dir meine Rettung verdanken!“

Dem alten Ritter gefiel der offene, zutrauliche Ton des Jünglings. Liebreich gab er ihm die Hand und das Versprechen, ihn zu schützen und für sein weiteres Fortkommen Sorge zu tragen. Darauf setzten sich Alle auf ihre Pferde, und Adelberten mußte ein Knappe des alten

Ritters das seinige abtreten. Sie ritten den nemlichen Berg hinauf, der für Adelberten schon Tages zuvor so wichtig geworden war; doch sah und hörte dieser jetzt von den gestrigen Wundern wenig oder nichts, welches er dem Umstande zuschrieb, daß er heute von einer andern Seite, auf dem ordentlich gebahnten Wege, hinaufkam. Doch die Aussicht von dem Gipfel des Berges hinab in das paradiesische Thal war heute eben so schön, als gestern, und erweckte ihn auf einige Zeit aus den düstern Träumen, in welche er, trotz der aufmunternden Reden seiner Gefährten, versunken war. Als sie hinunter in das große, prächtige Thal gekommen waren, brach die Dämmerung herein. Ein Paar von den Rittern verließen die Gesellschaft, weil ihre Wohnungen seitwärts in kleineren und größeren Entfernungen lagen. Die Zurückbleibenden wurden immer einsilbiger und stiller, und besonders der Alte sprach kein Wort mehr, sondern stieß nur, je näher er seiner Heimath kam, von Zeit zu Zeit einen tiefen Seufzer aus.

An einem aufwärts steigenden Seitenwege, den der Alte nun einschlug, wollten die übrigen Ritter Abschied nehmen, um auf der großen Straße weiter fortzureiten. Doch der Alte ladete sie ein, bei ihm zu übernachten: und nach wenigen Minuten waren sie, auf einem einzeln stehenden, großen Berge, an ein prächtiges Schloß gelangt, von welchem sie nur noch durch einen breiten Graben getrennt waren. Als sie neben diesem eine kleine Strecke hingeritten waren, kamen sie an eine breite Brücke, welche nach dem Haupteingange des Schlosses führte. — „Wie lange wird die Brücke noch aufgezogen bleiben?!" murmelte einer der Ritter halb laut in den Bart. Der Alte seufzte ganz laut, und Alle zogen dann schweigend bei der großen Zugbrücke vorbei, um weiter hin über eine kleinere in das Schloß zu gelangen. Als aber Adelbert, welcher von Allen der Letzte war, bei der Hauptbrücke vorbeireiten wollte, stürzte das aufgezogene Stück derselben von selbst mit lautem Krachen nieder. Die Ritter hielten ihre Pferde an, und fragten Einer den Andern, ob sie recht gehört und gesehen hät-

ten. Und nicht lange, so wendete der Alte sich hastig zu Adelbert, und rief, wie trunken vor Freude: „Wär' es möglich? Hätte vor Dir die Zugbrücke sich niedergelassen? Wie heißest Du, junger Mensch? Oder noch besser: versuche doch augenblicklich, hinüber zu reiten über diese Brücke!"

Adelbert wußte nichts von Allem zu deuten; aber gehorsam lenkte er sein Pferd auf die Brücke, und da er in die Mitte derselben gelangt war, that sich von selbst mit lautem Knarren das große Thor des Schlosses auf, und er ritt gerade hinein in den innern Hof desselben.

Kaum war er hier angelangt: so kamen die sämmtlichen Ritter in vollem Galopp auf ihn zugesprengt. „Herbei! herbei!" rief der Alte mi jauchzendem Tone: „Herbei, ihr Vasallen und Hausgenossen und Knechte! kommt her, und huldigt Eurem Herrn!"

Eine Menge Menschen kamen aus dem Schlosse gestürzt, unter denen auch einige Diener waren, die mit brennenden Fackeln die große Scene beleuchteten. Als Alle versammelt waren,

und staunten und fragten, zeigte der Alte auf Adelbert, und sagte: „Dieser ist Euer rechtmäßiger Herr.“

Von jedem Munde flog ein Ton der freudigsten Verwunderung. Nur Adelbert war bloß verwundert, ohne sich zu freuen, und erröthete im voraus wegen der Beschämung, die ihn treffen würde, wenn der Alte von seinem Irrthume zurück käme. Doch dieser sprach jetzt mit freudiger Rührung und fester Zuversicht: „Du bist Adelbert von Glanzenhelm, meines unvergeßlichen Bruders Sohn und Erbe. Magst Du noch so sehr staunen, und es vielleicht selbst nicht wissen, und nicht glauben wollen; dennoch bist Du es ganz gewiß.“

„Ja wohl!“ riefen die andern Ritter dazwischen — „die alte Zugbrücke ist endlich niedergefallen, und das alte Thor hat sich wieder geöffnet, seit zwanzig Jahren zum ersten Male.“

Alle sprangen von ihren Pferden. Der alte Volkmar von Glanzenhelm drückte seinen Neffen unter Freudenthränen an die Brust, und die Ritter und Schloßbewohner und Knechte schüttel-

ten und küßten bieder und ehrerbietig dem verwunderten Jünglinge die Hände, daß er vor Ueberraschung und Verwirrung garnicht zu sich selbst kommen konnte.

Endlich führte ihn der Oheim, unter Begleitung der Ritter, in den größten Saal des Schlosses, der mit kostbaren Gemälden und Geräthschaften auf das Prächtigste geschmückt war. „Hier, mein geliebter Neffe,“ sprach Volkmar — „sind die Bilder Deiner ruhmvollen Ahnen, und dieses hier ist das Bild Deines Vaters, den sein nächster Vetter, aus Neid über sein Eheglück, meuchelmörderischer Weise erschlug, noch ehe Du geboren warest. Deine betrübte Mutter starb wenige Tage nach Deiner Geburt. An ihrem traurigen Schicksale nahm die ganze Gegend Theil, doch wagt' es Niemand, sich öffentlich ihrer anzunehmen, denn ich und die tapfersten Ritter unsrer Gegend waren gegen die Ungläubigen ausgezogen, und die Andern fürchteten die Rache des mächtigen Meuchelmörders Albrecht von Wohlau. Als Deine Mutter in ihrer Todesstunde Deinetwegen sehr bekümmert war, trat

eine schöne, weißgekleidete, und mit kostbaren Perlen geschmückte Frau, die Niemand als Deine Mutter kannte, an ihr Sterbelager, und versprach ihr, für Deine Sicherheit und Erziehung zu sorgen. Darauf starb Deine Mutter mit ruhigem Herzen, und die weiße Frau trug Dich liebevoll auf ihren Armen durch die staunende Dienerschaft davon. Dem argwöhnischen Schloßkaplan, welcher wissen wollte, wohin sie Dich trüge, und wann sie Dich wiederbringen würde, gab sie zur Antwort: „„So lang' er mit kindlichem Vertrauen an mir hängt, will ich als seine Mutter bei ihm bleiben; doch folge mir Niemand nach, um meinen Aufenthalt auszukundschaften.““

„Als nun der Kaplan das Thor verschließen ließ, und den Schlüssel zu sich steckte, um sie nicht aus dem Schlosse zu lassen, sagte sie lächelnd: „„Ich bedarf Deines Schlüssels nicht. Für Dich und die Andern aber laß eilig ein anderes Thor und eine andere Brücke machen, denn ich bin die Letzte auf lange Zeit, die hier hinaus kann. Hinter mir soll dieß Thor verschlossen und die Zugbrücke aufgezogen bleiben, bis dieses Kind einst, mit meiner Be-

willigung, als Herr des Schlosses zurückkehrt.“ “

„Und kaum hatte sie dieß gesagt: so flogen die Flügel des Thores wie von einem Sturmwinde bewegt, weit auf, und sie ging frei hindurch, ohne daß ihr Jemand zu folgen wagte. Die Zugbrücke sank vor ihr nieder, und hob sich wieder auf, als sie darüber gegangen war. Gleich darauf, nachdem Alle dieses Wunder angestaunt hatten, schloß sich das Thor wieder von selbst, und kein Schlüssel und keine Gewalt konnt' es öffnen bis auf den heutigen Tag; und eben so wenig war man im Stande, die Zugbrücke nieder zu lassen, so, daß man genöthigt war, an einer andern Stelle ein Thor und eine Brücke zu bauen. — Die Augenzeugen, die zum Theil noch jetzt leben, erzählten mir dieses Alles, als ich drei Jahre später zurück kam, um meinen Bruder zu besuchen. Ich rächte seinen Tod durch einen Zweikampf, in welchem sein Mörder fiel, und blieb hier auf dem Schlosse, um Dir bis zu Deiner einstigen Ankunft Dein Eigenthum zu beschützen.“

Adelbert stürzte in die Arme des Oheims, konnte aber nichts als abgebrochne Worte und

Ausrufungen der Liebe, des Dankes und der Freude stammeln. Auch die Fragen nach seinem bisherigen Aufenthalte und der Art seiner Erziehung war er nur kurz und abgerissen zu beantworten im Stande, denn zu wunderbar und unerwartet war die Wendung, welche sein Schicksal jetzt auf einmal genommen hatte, als daß er umständlich und zusammenhängend hätte erzählen können. Doch war es genug, um Alle mit Dank gegen Helianen und mit Mißtrauen gegen Mathilden zu erfüllen. — Adelbert ward hierbei sehr traurig, und blieb es auch den ganzen Abend, ob man gleich das Gespräch hievon bald abbrach, und sich zu einem festlichen Mahle niedersetzte, bei welchem alle die Andern sehr fröhlich wurden. Sein Trübsinn folgte ihm sogar bis auf sein Nachtlager, und wich nur erst spät gegen Morgen einem tiefen Schlummer, in welchem der Betrübte sich und sein Schicksal vergaß.

* *
*

Gleich mit der aufgehenden Sonne hatte Volkmar mit den Rittern das Schloß verlassen.

Adelbert erwachte viel später, und harrte von Stunde zu Stunde ihrer Rückkehr entgegen. Um seinen wiederkehrenden Trübsinn zu verscheuchen, ging er durch alle Gemächer des weitläuftigen Schlosses, betrachtete eine Menge Waffen und andere Merkwürdigkeiten, und übersah von dem hohen Thurme herab das paradiesische Thal, in dessen Mitte das Schloß lag. „Ist es möglich," rief er aus — „in diesem Thale, das so reizend ist, daß ich es für eine Vorhalle des Himmels hielt, und das ich deßhalb aus heiliger Scheu nicht zu betreten wagte — in diesem schönen Thale soll ich wohnen, und weite Strecken von Aeckern, Wiesen und Wäldern in demselben sollen mein Eigenthum seyn? Die kleine Hütte, in der ich über zwanzig Jahre so still und einfach lebte, hab' ich gegen dieß große Schloß vertauscht, wo überall Pracht und Ueberfluß herrschen?" —

„Aber" setzt' er nach einer kleinen Pause hinzu — „in dem großen Schlosse und dem paradiesischen Thale giebt es keine Schwester, die meine Freude mit mir theilen könnte, also giebt es auch keine Freude für mich! — — Und wenn

es hier auch für mich eine Freude gäbe, wie lange würde ich sie genießen können, da die mächtige Zauberin, die ich so aufrichtig liebte, meinen Tod will?!"

Er versank in die tiefste Traurigkeit, und saß stumm und freudenlos an der reichbesetzten Tafel, die am Mittage für ihn bereitet ward. Nach dem Essen wollt' er einen Spaziergang ins Freie machen, weil er im Schlosse nirgends Ruhe fand. Als er aber über die Brücke gehen wollte, drang der alte Schloßvoigt darauf, daß er ein schönes Pferd besteigen mußte, und ritt dann, unaufgefordert, als sein Begleiter mit ihm hinunter ins Thal.

Als sie etwa eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, unterbrach der Schloßvoigt das lange Stillschweigen plötzlich mit den Worten: „Hier laßt uns umkehren, lieber, junger Herr, denn wir sind hier auf keiner guten Stelle. Wir sind ganz nahe an der Wohlauburg."

„Wie?" unterbrach ihn Adelbert — „die Burg des Mörders meines Vaters? O, führe mich hinauf! Der blut'ge Schatten meines

Vaters winkt mir; ich muß auf Tod und Leben mit seines Mörders Söhnen kämpfen."

„Ihr seyd ein guter Sohn, und werdet ein tapferer Ritter werden," erwiederte der Schloßvoigt — „Aber die Burg ist leer; es wohnt kein Mensch darin, und sie ist das Eigenthum Eurer Familie, seit Euer Oheim den bösen Albrecht im Zweikampfe erschlug."

„Und wo sind seine Söhne?" fragte Adelbert.

„Er hatte einen nur und eine Tochter, die waren Zwillingskinder," antwortete der Schloßvoigt. „Denn erst ein Jahr nach dem Tode Eurer Mutter entschloß er sich zu einer Heirath, und lebte herrlich und in Freuden, bis Euer Oheim von seiner weiten Reise zurückkam. Sobald er dieß erfuhr, und die Aufforderung zum Zweikampfe erhielt, ging er, mit seinen Zwillingskindern auf den Armen, zum Zauberbrunnen in dem Garten, der seit dem Tode Eures Vaters roth, wie Blut, war, und, der Sage nach, so lange so bleiben wird, bis der Schatten Eures Vaters völlig versöhnt ist. An diesem Brunnen zeigte sich jedes

Mal ein weißer Geist, wenn einer von den Wohlau's sterben sollte. Mit Schrecken sah Albrecht schon von weitem die drohende Gestalt. Doch rafft' er seine Kräfte zusammen, und ging mit wilden Blicken auf sie zu, als hofft' er, daß sie vor ihm fliehen, und dadurch ihre Drohung zurücknehmen würde. Aber die Gestalt stand unbeweglich, wie ein Fels, so leicht und lose sie auch auf dem blutrothen Wasser zu schweben schien. Als nun der böse Mensch ganz nahe bei ihr stand, und sah, daß sie nicht von der Stelle wich, brach er in schreckliche Verwünschungen aus, und warf ihr, um sein Leben loszukaufen, das unschuldige Töchterchen von seinem linken Arme zu. Augenblicklich waren Kind und Geist verschwunden, und mit frecher Stirn eilte der Unmensch nun zu dem Zweikampfe, in welchem Euer Oheim ihn erschlug."

„Das arme Mädchen!" rief Adelbert — „doch was ward aus dem Knaben und der Mutter?"

„Das weiß man nicht," erwiederte der Alte. — „Die Mutter entfloh mit dem Sohne,

und Niemand weiß, wohin. Sie fürchtete wahrscheinlich, daß Eures Oheims Rache auch ihren Sohn verfolgen werde, weil Albrecht bei Vielen in dem Verdachte stand, auch an Eurem Verschwinden Schuld zu seyn. — Die Tochter, meint man, sey auf wunderbare Weise gerettet worden, und lebe noch, denn seit sie der Vater in den Brunnen warf, sieht Jeder, der hineinschaut, nicht sein eigenes, sondern ihr Bild, das sich mit jedem Jahre verändert und älter wird, so wie es mit ihr selber der Fall seyn mag."

Hier lachte Adelbert laut auf, so ernsthaft er auch anfangs zugehört hatte. Der alte Schloßvoigt betheuerte und schwur aber so lange, bis Adelbert endlich umkehrte, um mit eignen Augen in den Brunnen zu sehen. So schwer es dem Alten auch ward, mußt' er doch mit, um dem Ungläubigen den Weg zu zeigen. Als sie an Ort und Stelle waren, stieg Adelbert von dem Pferde, überließ es dem Schloßvoigte, und ging ungehindert in den offenen Garten, der so verwildert war, daß man kaum noch die Spur von ehemaliger künstlicher Anlage sah. Einige uralte

Fichten, die an einer schroffen Felsenwand in einem großen Kreise standen, dienten Adelberten nur zu Wegweisern. Sie waren gleichsam die Scheidewand des gewöhnlichen und Geisterbodens, denn in dem Kreise, den sie einschlossen, wuchs keine Pflanze und kein Moos mehr, und in der Mitte desselben war der unergründlich tiefe Wasserbehälter, welcher seit undenklichen Zeiten schon der Zauberbrunnen geheißen hatte.

Ein schauerliches, heiliges Sausen, wie es Adelbert schon auf dem verbotenen Berge gehört hatte, tönte ihm aus den Zweigen der himmelhohen, dunkeln Fichten zu. Eine leise Bangigkeit befiel ihn, als er in den eingeschlossenen Kreis trat, und die blutrothe Farbe des Wassers erkannte. Jetzt stand er dicht an dem Rande desselben, sah hinein, und fuhr erschrocken zurück, denn er hatte, wie es ihm schien, ganz deutlich Mathildens Bild gesehen.

Blaß und zitternd kam er zurück aus dem Garten, und sprach kein Wort über den Vorfall. Nur die Frage that er an seinen Begleiter, wie Albrechts Tochter geheißen habe. „Das weiß

ich nicht," antwortete der Schloßvoigt, und dann ritten Beide stumm und langsam nach dem Schlosse zurück.

* *
*

Der Oheim und die andern Ritter waren unterdessen auch zurückgekehrt, und über der Freude, diese wieder zu sehen, vergaß Adelbert fast, was ihm begegnet war. Als er sie fragte, wohin sie schon so früh geritten wären, nahm der Oheim das Wort, und erzählte, daß er mit den andern Rittern habe Mathilden aufsuchen wollen, daß sie sich aber in dem kleinen Thale, durch einen plötzlich entstandenen Nebel, Alle von einander verloren hätten, und daß sie, nach langem, vergeblichem Suchen und Umherirren, endlich Einer nach dem Andern hier wieder angekommen wären.

Jeder Einzelne theilte nun seine gehabten Abentheuer mit, und Alle waren darin einig, daß Zauberei ihnen im Wege gewesen sey, das Hüttchen in dem kleinen Thale zu finden, und Keiner zweifelte mehr daran, daß Mathilde eine Hexe,

und zwar eine von der gefährlichsten Art sey. Selbst die Muthigsten unter ihnen fanden es nicht rathsam, einen zweiten Versuch dieser Art zu machen; und Adelberten beschworen sie feierlich, das kleine Thal nie wieder zu besuchen, auf welches allein wahrscheinlich die gefährliche Macht der Zauberin beschränkt sey. Jeder hatte nemlich die Erfahrung gemacht, daß er wieder vollkommen Herr seines Willens gewesen war, sobald er nur sein Pferd einen Schritt hinauf an den angrenzenden Hügeln und Bergen hatte thun lassen. Daher behaupteten sie auch mit der größten Zuversicht, daß Adelbert auf seinem Schlosse und überall, außerhalb des kleinen Thales, vollkommen sicher seyn werde.

Adelbert erzählte hierauf auch seine Ueberraschung am Zauberbrunnen, worüber die Meinungen anfangs sehr verschieden waren. Endlich suchten aber Alle — wiewohl vergeblich — Adelberten zu bereden, daß ihm nur seine Einbildung einen bösen Streich gespielt habe, als er Mathildens Bild in dem Brunnen zu sehen glaubte.

Der Rest des Tages wurde mit Waffenübungen zugebracht, und Jedermann freute sich über Adelberts Gewandheit und Stärke. Ein frohes Mahl beschloß den Tag, und am andern Morgen kehrten die Gäste heim nach ihren Burgen.

Der gute Volkmar ließ es sich nun sehr angelegen seyn, durch abwechselnde Zerstreuungen seinen Neffen, den er mit jedem Tage lieber gewann, aufzuheitern. Er ritt mit ihm unermüdlich umher, theils um ihm seine weitläuftigen Besitzungen zu zeigen, theils um ihn mit den benachbarten edeln Familien bekannt zu machen. Dabei gab es Waffenspiele und Feste aller Art; und die schönsten Fräuleins begegneten dem neuen Nachbar mit ausgezeichneter Huld und Freundlichkeit. Auch zu einer ernsthaften Fehde in einer entfernteren Gegend zog Adelbert mit aus, und erwarb sich bei dieser Gelegenheit durch Muth und Tapferkeit den Ritterschlag von des Kaisers Hand. Doch alle diese Zerstreuungen wirkten immer nur für den Augenblick auf sein krankes Gemüth, und nach dem glänzendsten Feste versank er gewöhnlich in die düsterste Schwermuth. Alle Gestalten,

selbst die reizendsten nicht ausgenommen, gingen bei ihm nur wie leichte Schatten vorüber, denn in jedem ungestörten Augenblicke stand die eine Gestalt vor ihm, die seine Seele fast unaufhörlich, bald mit Freude und Sehnsucht, bald mit Unmuth und Furcht erfüllte. Sie sah er in hell erleuchteten Sälen und in dunkeln Schlafgemächern, auf heitern Bergen und in schauerlichen Wäldern, hoch oben am weiten Himmel und tief unten in allen Flüssen und Bächen und Quellen; daher er dann nun selbst der Meinung ward, daß ihn am Zauberbrunnen bloß seine Einbildungskraft getäuscht habe.

Der wackere Volkmar war unterdessen nicht unthätig gewesen, sondern hatte an vielen Orten Rath und Hülfe für seinen armen Neffen gesucht, an dem es immer sichtbarer ward, daß Mathildens Zauberkraft ihn in jeder Entfernung erreiche. Der frohe Muth, die blühende Farbe und die gesunde Kraft des Jünglings schwanden so augenscheinlich, daß man fast die Zeit schon bestimmen konnte, wann sein Leben die Beute der Feindin, die ihn überall verfolgte, seyn würde.

Endlich kam ein Priester auf dem Schlosse an, der dem langen Unwesen ein Ende zu machen versprach. Er brachte von drei verschiedenen, sehr entfernten Orten her drei kostbare Reliquien, welche im Stande seyn sollten, auch der stärksten Zauberei Widerstand zu thun. Unter dem Schutze derselben wollte er mit Volkmar und Adelbert Mathilden gefangen nehmen, und sie dann, wenn sie als eine Hexe befunden würde, mit Feuer und Schwert vom Leben zum Tode bringen lassen. Zwei Tage wollt' er sich nur noch vorbereiten mit Fasten und Gebet; dann sollte ungesäumt ans Werk geschritten werden, um der Noth und dem Jammer auf einmal ein Ende zu machen.

Volkmar baute mit festem Vertrauen auf die Verheißungen des Priesters, und sah mit der frohesten Hoffnung der Stunde der Ausführung entgegen. Doch Adelbert schlich umher wie ein Verurtheilter. Ein kalter Schauder durchbebte ihn beim Anblicke der heiligen Reliquien, und der fromme Priester war ihm so verhaßt, daß er seinen Anblick kaum ertragen konnte. Er machte

sich selbst manchmal bittere Vorwürfe wegen dieser sündlichen Empfindungen, war aber nicht im Stande, ihnen zu widerstehen. Deßhalb streifte er unstät und flüchtig, so oft er sich losreißen konnte, im Freien umher, und bei jeder schönen Stelle war es ihm, als wär' er gekommen, um auf immer Abschied von ihr zu nehmen.

Da überfiel ihn endlich auch ein unwiderstehliches Verlangen, den Zauberbrunnen, welchem er sich bisher nicht wieder hatte nahen mögen, noch einmal zu besuchen. In tiefe Träume versunken kam er in den Garten, und das Rauschen der alten Fichten klang noch viel schauerlicher und heiliger, als das erste Mal. Seine ganze Seele ward schon im voraus tief bewegt. Er trat zitternd an den Rand des Brunnens, und sah ganz deutlich wieder Mathildens Bild. Aber es lag dießmal ein Ausdruck von Schmerz und Traurigkeit darin, der ihn mit einer Heftigkeit, wie noch nichts in seinem Leben, erschütterte. Es war ihm, als ob er die bittersten Klagen aus ihrem Munde hörte. Aus ihren thränenden Augen schienen scharfe Pfeile zu fliegen, die sein

Herz auf das Schmerzlichste trafen. Ein Schwindel bemächtigte sich seiner Sinne, und sein übergebogener Körper stürzte dem ziehenden Bilde entgegen in die rothe Flut.

Aber war es eine unsichtbare, helfende Macht, oder war es ein unwillkührlicher Lebenstrieb, der ihm im Hinabgleiten noch den Rand des Brunnens ergreifen und festhalten ließ; genug, so sollte die Auflösung seines Schicksals nicht seyn, daß er hier seinen Tod fände. Er lag in wenigen Secunden gerettet, wiewohl sprachlos vor Schreck und mit triefenden Kleidern, auf dem festen Boden.

Sobald er wieder die nöthigen Kräfte gesammelt hatte, eilte er zurück nach dem Schlosse. Doch sein Herz war mehr als jemals zerrissen, denn unaufhörlich sah er das traurige Bild Mathildens, und die sonstige Unruhe und Betrübniß seines Gemüths ward jetzt zur allerschmerzlichsten Qual.

So gern er den ganzen Vorfall auch vor Jedermann geheim gehalten hätte, so unmöglich war dieses doch, denn mehr noch als seine nassen

Kleider, die er eilig wechseln mußte, verriethen seine stummen Seufzer und seine verstörten Blicke, daß ihm etwas Außerordentliches begegnet sey. Er war also gezwungen, seinem Oheim Alles zu erzählen. Doch da dieser den Priester herzurief, um dessen Meinung darüber zu hören, ob dieser Vorfall auf etwas Gutes oder Böses deute, entfernte sich Adelbert, unter dem Vorwande, daß er sehr müde sey, und ging in sein einsames Schlafgemach.

* * *

Er schloß in der ganzen Nacht seine Augen zum Schlafen nicht, sondern ging unruhig auf und ab, oder stand in der Fenstervertiefung, und sah in das trübe Gewölk, das den Vollmond umschleierte. Sonst erblickt' er da immer Mathilden in der Stellung, wie sie bei seinem letzten Gespräche ihm ihre Arme entgegenstreckte, und sagte: „Ich habe Dich geliebt wie einen Bruder, und werde Dich ewig so lieben." — Jetzt sah er sie blos in der schmerzlichen Betrübniß, wie er sie im Brunnen erblickt hatte; und ihr stummer,

tiefer Schmerz war für ihn die lauteste Anklage wegen der Härte, mit welcher er von ihr schied. Er bereute auf das Bitterste die bösen Worte, die er damals zu ihr sprach; es war ihm unbegreiflich, wie er ihre ausgestreckten Arme und ihre zärtlichen Blicke hatte sehen können, ohne davon gerührt zu werden. Und allmählich ging diese Reue und diese Verwunderung in eine Sehnsucht über, welche machte, daß er alle Gefahren und Warnungen nicht mehr achtete. Es erhob sich dann und wann zwar eine Stimme in ihm, welche ihn an Alles erinnerte, was ihm schon Böses begegnet, und was noch ungleich Böseres er zu befürchten habe. Doch eine andere, ungleich lautere Stimme war die seiner unbezwinglichen Sehnsucht nach Mathilden; und er faßte den unwiderruflichen Entschluß, gleich am nächsten Morgen, an welchem schon der letzte Fasttag des Priesters anfing, das Schloß zu verlassen, und Mathilden aufzusuchen. Ohne auf seine Gefahr zu achten, wollt' er sie vor der Gefahr warnen, die ihr drohte. Auch wenn sie schuldig wäre, wollt' er sie nicht das Opfer frommer Ver-

urtheilung werden lassen. Und wenn diese Warnung ihm auch das Leben kostete: so wollt' er sie doch nicht unterlassen, theils aus Liebe zu ihr, theils aus Verzweiflung an seinem Glück. War es einmal des Schicksals Wille, daß er durch sie sterben sollte: so wollt' er es tausendmal lieber sogleich in ihren Armen, als entfernt von ihr auf die langsame Art, wie ihn die Sehnsucht nach ihr schon so lange zu tödten begann.

Er war nun einig mit sich selbst, und sah mit unerschütterlichem Muthe seinem Geschicke entgegen. „Ich weiß es," sprach er — „daß ich sterben werde, denn so stand es auf dem Denkmale geschrieben, und das Schicksal läßt sich nichts abdingen von seinen Beschlüssen. Aber ich fürchte den Tod nicht, der mir bestimmt ist, sondern er ist mir so lieb, daß ich ihm freiwillig entgegen gehen will."

Mit der größten Ungeduld harrte er dem Anbruche des Tages entgegen; und kaum begann das frühe Morgenroth den Himmel zu färben: so ging er auf den Zehen in das Schlafgemach seines Oheims, kniete an dem Bette desselben nieder,

und küßte ihm leise die Hand. — Als er diesen Trennungsschmerz überstanden hatte, eilte er unbemerkt aus dem Schlosse, flog durch das paradiesische Thal, überstieg die hohe Bergkette, und sprang dann hinunter in das kleine Thal, um sein Grab darin zu suchen.

Kein Nebel führte ihn irre. Haus und Gärtchen und Wiese und Gebüsch lagen deutlich und unverändert da. Auch das Denkmal in der Laube war noch, wie er es verlassen hatte. Endlich, als er nach der Vorderseite des Hauses herumgegangen war, erblickt' er in dem kleinen Vorhofe Mathilden, die ihn erst nicht bemerkte, weil sie eben ein Lamm fütterte. Ihr Gesicht war ungleich blässer, als sonst, und zeigte Spuren eines sehr tiefen Grams. Der schwere Seufzer, den Adelbert darüber ausstieß, machte, daß Mathilde aufblickte. Ein hohes Roth überflog ihre Wangen; Freude und Zärtlichkeit leuchteten aus ihren Augen und Lippen — so stand sie, mit geöffneten Armen, auf einmal wieder als die ehemalige, liebevolle Schwester da; und Adelbert hatte augenblicklich alles Böse vergeſ-

Stande mir zu vergeben? — Ich habe mich schrecklich schwer an Dir versündigt!"

Sie umarmten sich knieend, und Mathilde sagte mit dem liebevollsten Tone: „Ich kann mit Dir nicht zürnen. Aber wie war es möglich, daß Du so bösen Verdacht auf mich warfst?"

Nun erzählte ihr Adelbert Alles, was ihm seit Besteigung des verbotenen Berges begegnete. Mathilden war das Meiste davon ganz neu, und sie äußerte ihre Verwunderung, ihre Freude oder Betrübniß auf eine so unbefangene und gutmüthige Art, daß auch der mißtrauischste Zweifler von ihrer Unschuld hätte überführt werden müssen.

Die Inschrift des Denkmals war endlich das Einzige, was Adelberten noch beunruhigte. Sie machte ihn nicht mehr mißtrauisch gegen Mathilden, wohl aber gegen sein Schicksal. „Hat man nicht Beispiele," sagte er — „daß die besten Menschen, ganz wider ihren Willen, den Tod ihrer Freunde herbeigeführt haben? — Ach, Mathilde! nicht mich bedaur' ich in diesem Falle, sondern nur Dich. Da Du mich so

zärtlich liebst, o, wie unglücklich würdest Du seyn, wenn ich durch Deine Hand stürbe!"

„Das kann nicht geschehen! Das ist unmöglich!" unterbrach ihn Mathilde, indem sie mit ihm zu dem Denkmale hinging. — „Warum setzest Du denn immer noch voraus, daß ich in der Inschrift gemeint sey?"

„Erstlich, liebe Mathilde," antwortete Adelbert — „weil Du in einem gewissen Sinne, trotz Deiner Engelsunschuld — oder vielleicht auch gerade durch dieselbe — wirklich eine Art von Zauberin bist und bleibst; nur keine böse, die man verbrennen, sondern die man unaufhörlich lieben und anbeten muß. Und zweitens, weil ich durch Deine Hand — wenn es einmal so seyn muß — zehntausendmal lieber sterben will, als durch jede andere. Ich will mich daher auch gern in den Willen des Schicksals ergeben; wenn es nur nicht schon heute oder morgen geschieht."

„Davon steht auch nichts in der Inschrift," fiel ihm Mathilde ins Wort — „es wäre ja wohl möglich, daß das Unglück erst in funfzig

Jahren geschehen soll; dann wär' es fast kein Unglück mehr. Und dann seh' ich auch keine Sylbe von eigentlichem Morde und Todschlage, sondern nur von Sterben in meinen Armen. — Ich habe einmal von einem Manne gehört, der viele, viele Jahre lang mit einer geliebten Frau Leid und Freude theilte, und endlich, da die Stunde seines Scheidens kam, in ihren Armen, sanfter als auf irgend einem Kissen, seine Augen auf immer schloß. Man nannte dieß ein neidenswerthes Schicksal. — Könnt' es mit uns nicht eben so gemeint seyn?"

Indem sie dieses sprach, verwandelte die dunkle Farbe der Inschrift sich plötzlich in den schönsten Glanz. Ein unverkennbares Zeichen, daß nun ihr rechter Sinn gefunden sey. „O, Mathilde! Mathilde!" jauchzte Adelbert an ihrem Halse — „wie meint es das Schicksal mit uns so gut! Sieh, das Zeichen, das es uns hier zu unserer Beruhigung giebt! O, aus der Nacht meines Kummers ist nun ein Freudentag geworden, schöner und glänzender, als ihn meine Träume jemals malen konnten! — —

Aber nun komm, komm gleich mit mir zu meinem guten Oheim, daß er sich mit uns über unser Glück freuen kann. Er wird sehr beunruhigt seyn wegen meiner heimlichen Entfernung. Ich muß ihm meine Seligkeit verkündigen. Aber ohne Dich kann ich den Weg aus diesem Thale nun nicht mehr finden."

„Und ich kann ohne Dich nicht mehr hier bleiben," sagte Mathilde mit zärtlicher Freundlichkeit. Und Hand in Hand traten sie sogleich den Weg nach Adelberts Schlosse an.

* *
*

Als sie auf dem Grenzberge waren, und sitzend ein wenig ausruhten, sah Mathilde mit dankbaren Freudenthränen in das Thal zurück, das sie jetzt zum ersten Male verließ. Sie sprach in den rührendsten Ausdrücken von ihrer Einsamkeit, ihrer Sehnsucht und ihrem Schmerze. Adelbert war zwar nicht einsam gewesen, aber an Schmerz und Sehnsucht hatt' er eben so viel empfunden, als sie. Es hatten also Beide fast gleichviel zu erzählen und zu trösten. Einer hatte

durch den Andern gelitten, ohne daß Einem eine Schuld deßwegen beizumessen war. Jede Selbstanklage des Einen ward also durch die freiwillige Vertheidigung des Andern augenblicklich zurückgewiesen und aufgehoben. Alle ihre Mißverständnisse und Schmerzen waren durch eine unsichtbare, höhere Macht herbeigeführt worden, doch blieb es freilich zweifelhaft, ob man sie bloß Helianen, oder zum Theil auch einem andern Wesen ihrer Art zuschreiben müsse.

Die Frage, welchen Zweck Heliane dabei gehabt haben könne, sie auf so lange Zeit zu trennen, und ihnen so viel Unruhe und Schmerzen zu machen, wußten sie für jetzt nicht besser zu beantworten, als: daß sie es so gewollt habe, und daß nun einmal so und nicht anders die Art und Weise der Feen sey. — Daß Heliane ihre Herzen habe prüfen, und sie Beide selbst darauf aufmerksam machen wollen, wie viel sie einander werth wären, wie glücklich sie mit einander, und wie unglücklich sie ohne einander werden würden — diese bessere Ansicht leuchtete ihnen erst späterhin völlig ein. Doch war ihr Gefühl gegen

Helianen darum jetzt nicht minder warm. Sie hingen Beide an ihr, wie gute Kinder, die es sich nicht einfallen lassen, über die Absichten und Maaßregeln einer liebevollen, verständigen Mutter abzusprechen. Im Gegentheile machten sie sich jetzt Vorwürfe über jedes, noch so kleine, Vergehen, dessen sie sich schuldig glaubten; und Adelbert besonders ward endlich der Meinung, daß er Helianens schnelle Entfernung und die nachherigen harten Prüfungen, und wohl noch etwas weit Schlimmeres, dadurch recht sehr verdient habe, daß er sich schon seit langer Zeit immer lebhafter nach etwas Neuem und Fremden gesehnt, bis er endlich, aller erhaltenen Verbote ungeachtet, auf den Berg gestiegen sey, wodurch er selbst das Losungszeichen zu allen nachherigen Ereignissen gab.

Mit dankbaren Blicken und Ausrufungen nahmen sie dann Abschied von dem lieben, kleinen Thale, sprachen die herzlichsten Segenswünsche über Helianen aus, und wanderten leicht und froh hinab in das paradiesische Thal.

Mathildens freudiges Erstaunen über Alles, was sie nun sah, gewährte Adelberten fast einen schönern Genuß, als die Gegenstände selbst, worüber sie sich freute. Wenn sie ausrief: „O wie herrlich! wie himmlisch ist das!" so fiel er ihr gewöhnlich mit dem Ausrufe ins Wort: „O wie herrlich! wie himmlisch verstehst Du es, Dich zu freuen!" Dann freute sie sich wieder über sein frohes Gesicht, und er sich wieder über das ihrige; und endlich betrachteten sie einander so nahe und immer näher, bis sie mit den Lippen an einander stießen, worüber sie Minutenlang das Sehen gänzlich vergaßen.

Adelberts großes Schloß war das Einzige, was Mathilden nicht gefiel. Sie meinte, es wäre zwar recht schön und groß und prächtig; aber es würde doch viel schöner seyn, wenn es so klein und einfach gebaut wäre, wie ihr Hüttchen. Adelbert war nur für einen Augenblick hierdurch überrascht; denn sehr bald fiel ihm ein, was er für traurige Tage in dem Schlosse verlebt habe, und da mußt' er ihr freilich Recht geben, daß es an innrer Freude und Herrlichkeit mit

dem kleinen Hüttchen gar nicht zu vergleichen sey, und also auch von außen wenig oder nichts taugen könne.

Als sie in den Hof traten, hörten sie sogleich, daß Adelberts Entfernung viel Unruhe veranlaßt, daß man eine Menge Boten nach ihm ausgeschickt habe, und daß vor kurzem der Onkel selbst mit dem Priester nach dem Zauberbrunnen geeilt sey.

„Da müssen wir schnell nacheilen," sagte Adelbert. — „Ueberhaupt möcht' ich gern, daß Du den Zauberbrunnen einmal sähest." — Er ließ zwei Pferde bringen, und ritt mit Mathilden, ohne weitere Begleitung, den Weg nach der Wohlauburg. — Es fiel Mathilden sehr bald auf, daß etwas Besonderes in seinem Innern vorgehe, denn er war fast ganz stumm geworden; sein Gesicht glühte ungewöhnlich; seine Blicke flogen unruhig umher; und bald trieb er sein Roß, als könnt' er nicht erwarten, an Ort und Stelle zu kommen, und bald hielt er es wieder an, als fürchtete er sich, weiter zu reiten. — Mathilde erhielt hierüber keine befriedigende

Erklärung von ihm, so schwer ihm auch diese Zurückhaltung gegen sie wurde. Er hielt es aus mehr als einem Grunde für rathsamer, für jetzt noch zu verschweigen, was er auf dem Herzen hatte; daher wich er Mathildens Fragen so viel als möglich aus, und versperrte ihr endlich den Weg dazu dadurch, daß er immer ziemlich weit mit seinem Pferde voransprengte, und dieß so lange trieb, bis sie an Ort und Stelle waren, wo zu weiteren Fragen keine Zeit war.

Gleich am Eingange des Gartens begegneten ihnen Volkmar und der Priester, die eben nach dem Schlosse zurückkehren wollten. Volkmar erdrückte Adelberten fast an seiner Brust vor Freude, ihn wieder zu sehen. Sobald Adelbert wieder frei war, um sich bewegen und sprechen zu können, nahm er Mathilden bei der Hand, und führte sie Volkmar'n mit den Worten zu: „Hier, lieber Oheim, ist das gute Mädchen, an der ich mich durch thörichten Verdacht so schwer versündigt habe."

„Doch nicht die Mathilde?" fragte Volkmar höchst betroffen. Auch der Priester

wollte etwas sagen, und wahrscheinlich etwas Hartes, denn sein Gesicht verzog sich schon zum Unwillen. Allein Adelbert ließ Niemanden weiter zu Worte kommen, sondern sagte schnell: „Hernach — hernach — jetzt müssen wir nur gleich an den Brunnen.“

Er zog Mathilden so schnell mit sich fort, daß Volkmar und der Priester kaum nachkommen konnten. — „Nun, sieh einmal da hinein, Mathilde,“ sprach er — „und sage mir, wen Du da siehst.“ Mathilde sah einen Augenblick hinein und dann wieder heraus, und sagte: „Ich sehe nichts, als mich selbst.“

„Wirklich? wirklich?“ fuhr Adelbert lebhaft auf — „Hört Ihrs, Oheim? Hab' ich nicht Recht gehabt, als ich sagte, man sähe ihr Bild in dem Brunnen?“

Mathilde lächelte, weil sie gar nichts Besonderes darin finden konnte, in einer spiegelnden Wasserfläche ihr Bild gesehen zu haben. Aber Volkmar und der Priester sahen sie jetzt Beide sehr scharf an, indem sie sagten: „Wirklich, es scheint so.“ Dann bogen sie sich über den

Rand des Brunnens, um das Bild da unten mit Mathildens Gesicht zu vergleichen. Und kaum hatten sie hinabgeblickt, so riefen sie Beide: „Ich sehe das fremde Bild nicht mehr, sondern mich selbst.“ Und kaum hatte Adelbert hinabgeblickt: so rief er das Nemliche aus.

Einige Augenblicke machte das Erstaunen Alle stumm. Der Priester fand zuerst zu den Worten Fassung: „Also Mathilde von Wohlau, des Meuchelmörders Tochter!“

„Die ich zur Waise machte,“ seufzte Volkmar — „und vielleicht hierdurch der Verführung böser Geister übergab.“

„Ach nein! nein!“ fiel ihm Adelbert ins Wort — „sie hat keine Gemeinschaft mit bösen Geistern, und gehört zu den allerbesten, die es auf dieser Erde giebt. Sie ist unschuldig an Allem, was mir begegnete, sie liebt mich auf das Herzlichste, und die Inschrift, die uns so beunruhigte, ist auf das Schönste erklärt.“

Nun hatte Adelbert vollauf zu erzählen und eine fast unzählige Menge von Fragen zu beantworten. Und auch Mathilde, die an=

fangs blos Zuhörerin war, bekam dann viel zu beantworten, zu erklären und zu betheuren. — Volkmar sah sie sehr bald mit immer freundlicheren Augen an, und endlich drückt' er sie, unter Thränen der Rührung, mit den Worten an seine Brust: „Du bist eine Waise — leider! leider! — nimm mich als Deinen Vater an.“

Mathilde nahm mit warmer, kindlicher Dankbarkeit diese Aeußerung auf. Adelbert gerieth darüber in die lebhafteste Freude. Nur der Priester war noch nicht überzeugt, und sagte: „Das ist zu voreilig, Herr Ritter. Die Verstellungskünste der Bösen sind sehr groß! Man muß erst andere Beweise haben, ehe man hier an Unschuld glauben darf.“

Mit diesen Worten zog er die drei Reliquien hervor, sagte Mathilden von einer jeden, woher sie rühre, und hielt ihr dann eine nach der andern zur Berührung hin, wobei er sie auf das Ernstlichste warnte, dieses ja nicht zu wagen, wenn sie irgend etwas verhehlt oder erdichtet hätte. Doch Mathilde ergriff mit lächelnder Ruhe die Reliquien, und drückte jede voll Andacht an

ihren Mund, ohne daß sich die mindeste Gefahr dabei ereignete.

Noch nicht hiermit zufrieden, verlangte der Priester, daß Mathilde nun noch ein Glaubensbekenntniß, das er ihr vorsagen wolle, nachsprechen müsse. Volkmar schwieg; Adelbert wollte der Flamme seines Zorns Luft machen; aber Mathilde beruhigte ihn mit wenigen Worten, kniete dann nieder, und sprach freiwillig, noch ehe der Priester die Worte dazu finden konnte, ein Glaubensbekenntniß, wie es der beste Christ nur abzulegen im Stande ist, und blickte dabei so voll heiliger Andacht gen Himmel, daß nun auch der Priester entwaffnet ward, und keinen Zweifel weiter an ihrer Unschuld zu äußern wagte.

„Sie ist ein guter, unschuldiger Engel,“ sprach Volkmar nun freudig. — „Statt der bösen Worte, die wir morgen gegen sie aussprechen zu müssen glaubten, bitt' ich Euch, ehrwürdiger Vater, ihr und meinem Neffen an heiliger Stätte Euren besten Segen zu ertheilen, damit sie liebevoll bei einander bleiben ihr ganzes Leben hin=

durch, und damit ein neues Band die Glanzenhelme und die Wohlaue wieder friedlich an einander knüpfe, und das Böse vergessen sey auf ewige Zeiten."

Er umarmte Beide väterlich, und legte ihre Hände in einander. Da fingen die alten Fichten an, so harmonisch zu säuseln und zu rauschen, wie ein schönes Concert; und die glatte Fläche des Zauberbrunnens begann sich zu bewegen und kleine Wellen zu schlagen, obgleich kein Lüftchen sich bewegte; und als man näher hinzutrat, sah man mit freudigem Erstaunen, daß das Wasser, welches ein und zwanzig Jahre lang blutroth gewesen war, auf einmal seine vorige farbenlose Durchsichtigkeit wieder angenommen hatte, zum Zeichen, daß der Schatten von Adelberts Vater versöhnt sey.

Am folgenden Tage sprach der Priester in der Kapelle des Schlosses seinen Segen über sie aus; darauf wollte dann Adelbert gleich das Schloß verlassen, um Mathilden in ihr Hüttchen zu folgen. Aber da sagte der Oheim tief bewegt: „Ich habe hier siebzehn Jahre voll Sehn=

sucht und Unruhe auf Dich gewartet, Adelbert, und nun wolltest Du mich wieder verlassen?"

Ein hohes Roth überflog Adelberts Gesicht, und er fühlte sich sehr beschämt. „Nein, nein!" rief er — „ich verlasse Euch nicht, mein theuerster Oheim, den ich, wie einen Vater, ehre und liebe."

„Und Du, Mathilde," fuhr er nach einer kleinen Pause fort — „verlaß uns auch nicht. Das Schloß ist zwar gewaltig prächtig und groß, aber unsre Liebe wird uns darin so glücklich machen, als ob es so klein und einfach wäre, wie unser Hüttchen in dem kleinen Thale."

Mathilde willigte liebevoll ein, und das Schloß wurde Beiden endlich fast noch lieber, als das Hüttchen, weil sie immer glücklicher darin wurden. Eine Zauberin nannte Adelbert Mathilden noch immer fort, denn sie hörte nie auf, ihn unwiderstehlich zu bezaubern; und oft glaubt' er auch in ihren Armen zu sterben, und zwar vor Entzücken; doch fürchtete er weder diesen Tod, noch fiel es ihm ein, daran zu zweifeln,

daß ein Anderer, als ein Engel in Menschengestalt, solcher Zaubereien fähig sey.

Doch er und Mathilde wollten nicht allein so glücklich seyn, und er ließ daher überall bekannt machen, daß ihr Bruder zurückkehren möchte, um sein väterliches Erbtheil in Empfang zu nehmen. Bald darauf trat auch Mathildens Mutter mit ihrem Sohne aus ihrer tiefen Verborgenheit hervor. Alle liebten sich gegenseitig, und genossen ihr Glück um so inniger, dankbarer und vorsichtiger, je unerwarteter es ihnen gekommen war.

Als nach langen Jahren die Prophezeihung des Denkmals endlich in Erfüllung ging, war Adelberts letzter Laut noch ein Dank für sein gutes Geschick. Mathilde nur schwamm in Thränen; doch auch ihr Schmerz ward durch den Rückblick in die schöne Vergangenheit und durch die Hoffnung auf eine nahe, noch schönere Zukunft, milder und sanfter gemacht, daß sie ihn tragen konnte.

II.

Geständnisse eines Weiberfeindes.

Flügel, weiter nichts als Flügel wünscht' ich mir, da ich noch ein junger Fant war, und mit harmlosen Blicken in die Welt und in die Zukunft schaute. Keinen Krösus beneidete ich um seine Schätze, keinen Paris um seine Helena, keinen Sokrates um seine Weisheit, oder gar um seine Xantippe. Nur die Vögel beneidete ich um ihre Flügel; und ich kannte kein größeres Glück, als ihr freies Dahinflattern in blauer Luft, über Berg und Thal, über Wald und Strom.

Oft träumte ich, daß dieß Glück mir zu Theil geworden wäre, daß meine Arme sich in Flügel verwandelt hätten, daß mein Weg durch die Luft ginge, hoch über Land und Meer. Ich erwachte von meinen Träumen; mein wunderherrliches Glück war entflohn; nichts, als eine sehnsuchtsvolle Erinnerung blieb mir zurück.

Meine Aeltern waren frühzeitig gestorben; ich erinnere mich nicht, sie jemals gesehn zu haben. Das Gefühl kindlicher Liebe blieb mir fremd, und mein Herz entbehrte des ersten, warm belebenden Götterfunkens. Auch die Freundschaft und die Dankbarkeit lernte ich erst lange nicht kennen, denn meine Spielkameraden waren schlechte Buben, und der Vormund, welcher mich erzog, war ein geiziger, hartherziger Mann, der mich mißhandelte, während er sich durch die Verwaltung meines Vermögens bereicherte.

Meine Lage ward mir unerträglich. Im funfzehnten Jahre entlief ich meinem Vormunde. Ich hatte kein Geld, keine Wechsel, keine Kostbarkeiten, wohl aber eine kleine Flöte, die ich, für mein Alter, leidlich spielte. Mit dieser und

mit meinem freundlichen, ehrlichen Gesicht half ich mir ein gutes Stück durch die Welt. Ich war froh und frei, wie ich es nur seyn konnte, und auf dem besten Wege, mit der Zeit einer der ersten Virtuosen unter den Vagabunden zu werden. Es fehlte mir weder Neigung noch Geschick dazu.

Der brave Bürgermeister zu Zirkelitz gab meinem Leben zuerst wieder eine andere Richtung. Ein Polizeidiener führte mich in das Haus desselben, weil ich am Thore keinen Paß vorzeigen konnte. Der Bürgermeister erkannte in mir den Sohn seines liebsten Jugendfreundes, und behielt mich, wider meinen Willen, bei sich, um mich, wie er sagte, vor frühem Tode und ewiger Verdammniß zu retten. Was ich Nützliches gelernt habe, und was etwa noch sonst an mir Gutes ist, das verdank' ich fast einzig und allein diesem meinem großen Wohlthäter. Drum sey noch heute seine heilige Asche von mir aufs Dankbarste gesegnet!

Auch den größten Theil meines Vermögens rettete er noch aus den Klauen meines Vormundes; doch sagte er mir hievon nichts, und ließ

mich bis an seinen Tod in der Meinung, daß ich blutarm sey, was mich indessen nicht im Mindesten bekümmerte.

Ob er gleich ein alternder Hagestolz mit Leib und Seele war, hatte er doch keine lästigen Eigenheiten; meine muntre Laune war ihm eben recht; und meinen Trieb nach Freiheit suchte er, so weit es thunlich war, eher zu nähren, als zu unterdrücken. Er hatte ganz und gar nichts dagegen, daß alle Welt mich einen lustigen Vogel nannte. Ich aber hatte desto mehr gegen diesen Ehrentitel einzuwenden, weil ich meinte, daß ich ihn nicht verdiene, da mir die Flügel fehlten, die ich mir wünschte, und da die Leichtigkeit und Fröhlichkeit, welche sich äußerlich an mir offenbarte, doch mit meinem innern Sinn, mit meinen Ansichten und Wünschen noch gar nicht im Verhältniß stand. Ich war in meiner Art ein Virtuos, der, wenn er auch der ganzen Welt dafür galt, doch sich selbst nicht dafür halten mochte, und der seine Lobredner nur für Stümper hielt, weil sein Ideal weit höher stand, als er selbst, und sein Blick viel weiter reichte, als seine Kraft.

Mein Wohlthäter machte bei jeder Gelegenheit einen Ausfall gegen die Weiber. Er schilderte mit grellen Farben ihre Unzuverlässigkeit, ihre Gefallsucht, ihren Eigensinn, ihre thörichten Launen, und vor allen Dingen ihre unbegrenzte Herrschsucht in Beziehung auf die Männer. Er predigte unaufhörlich, daß es eines weisen Mannes ganz unwürdig sey, sich von einem Weibe in Fesseln schlagen zu lassen; und ich glaubte ihm das Alles so ziemlich aufs Wort. Keck verpfändete ich meine Ehre, daß ich in Hinsicht auf die Weiber ein weiser Mann bleiben wolle, wenn ich auch übrigens tausend und abermals tausend Thorheiten beginge. Ich wich Mädchen und Weibern geflissentlich aus; ich spottete ihrer, ich verlachte sie, ja ich gab mir sogar alle ersinnliche Mühe, sie zu hassen und zu verachten. Mein Wohlthäter gewann mich hiedurch nach und nach so lieb, daß er mich zu seinem Universalerben einsetzte, ob er gleich ziemlich nahe Verwandte hatte.

Aus Dankbarkeit suchte ich recht viel zu lernen, so wenig ich auch an sich selbst Lust hiezu hatte, da das Stillsitzen mir höchst zuwider war.

Aber mein Wohlthäter bestand darauf, indem er behauptete, Kenntnisse und Geschicklichkeiten gehörten unter die vorzüglichsten Sicherungsmittel einer freien Selbstständigkeit. Also aus Liebe zu ihm und zu mir selbst war ich fleißig auf der Schule und auf der Universität, so gern ich auch meine Zeit in lustigem Nichtsthun hingebracht hätte.

Einer meiner geachtetsten Lehrer gewann mich so lieb, daß er mich mit Gewalt in seinen Familienkreis zog. Ich erschrak über die Menge von Mädchen und Frauen, die ich da fand; ich wollte innerlich verzweifeln, als sie mich in ihre Spiele verwickelten. Die erste Galanterie, welche ich durch Aufheben einer Stricknadel beging, hätte mir leicht ein Auge kosten können; der erste Kuß, den ich beim Pfänderlösen bekam, schnürte mir die Kehle fast zu. Es hätte mir mitten unter den Raubthieren einer afrikanischen Wüste nicht schlimmer zu Muthe seyn können, als in diesem Prunkzimmer voll leibhaftiger Engel und Grazien. Keine Einladung war im Stande, mich zum zweiten Male in diesen Kreis zu bringen; und es blieb

ein lebhafter Widerwille gegen allen ähnlichen Gesellschaftsverkehr in meiner Seele zurück.

Da meine Entschuldigungen erschöpft waren, und ich eben mit einiger Verlegenheit an die Möglichkeit einer abermaligen Einladung dachte, erhielt ich die Nachricht, daß mein Wohlthäter kränklich sey; und ich ergriff diesen Vorwand, meine akademische Laufbahn um ein Paar Monate früher zu beendigen, als ich es eigentlich wollte und sollte.

Ein guter Instinkt hatte mich geleitet bei dieser Eile. Ich brachte ein liebevolles Herz an das traurig einsame Krankenlager meines Wohlthäters. Ich war ihm, bei seinem plötzlich verschlimmerten Zustande, der treueste Pfleger; ich erheiterte ihm noch die letzten Stunden seines Lebens; ich drückte ihm die gebrochenen Augen zu. Das war mein Trost in diesem ersten, bittern Schmerze meines Lebens. Ganz Zirkelitz war mir aber unausstehlich; weil ich nicht eine einzige Seele fand, die recht tief betrübt um den braven Mann mit mir trauerte.

Mein älterliches Vermögen, von dessen Rettung ich jetzt erst unterrichtet wurde, in Besitz zu nehmen, reiste ich nach meiner Vaterstadt. Es hätte mir da recht gut gefallen können, allein ein Paar manntolle Cousinen, auf die ich stieß, trieben mich bald wieder hinaus.

Mein älterliches Vermögen schützte mich gegen Mangel; die Erbschaft von meinem Wohlthäter machte mich zum wohlhabenden Manne. Ich erhielt eine bedeutende Summe rückständiger Einkünfte ausgezahlt. „Das ist das wahre Palladium freier Selbstständigkeit!“ sagte ich zu mir selbst — „Das sind die goldnen Zauberflügel, die weiter tragen, als Schwalben- oder Adlerflügel!“ Ich sah den phantastischen Wunsch meiner frühern Jugend zu einer vernünftigen Wirklichkeit gebracht; und ich schickte mich an, die halbe oder auch wohl die ganze Welt zu umfliegen.

Als ich schon ein gutes Stück hinter mir hatte, erhielt ich die unerwartete Nachricht, daß die Verwandten meines Wohlthäters sein Testament angegriffen und mein sämmtliches Vermögen mit

Arrest belegt hätten. So wohlfeil und schnell als möglich, eilte ich zurück, theils weil die goldnen Federn meiner Flügel ausgefallen waren, ohne daß neue nachwachsen wollten, theils weil ich, als mein eigener Advokat, meinen Prozeß durchführen und endigen wollte auf meine eigene Weise.

Ich kam nach Zirkelitz. Mein Rechtshandel war durch zufällige Umstände verwickelt genug. Ich machte mein erstes Probestück als Advokat; meine Ehre war mir ungleich wichtiger, als das Vermögen, was auf dem Spiele stand; und ich focht daher tapfrer und gewandter, als meine Gegner es schienen erwartet zu haben. Dessen ungeachtet nahm meine Sache eine immer bedenklichere Wendung, und ich verlor meinen Prozeß in der ersten und zweiten Instanz.

In meiner tiefsten Erbitterung erhielt ich einen Brief von der nächsten Verwandtin meines Wohlthäters, einer Wittwe in sehr beschränkten Vermögensumständen, die in allen Aktenstücken unter meinen Gegnern obenan stand. Sie bezeigte mir in einem gutmüthigen Tone ihre Theilnah-

me an meinem Mißgeschick, und bat mich, ihr Zeit und Ort zu bestimmen, wo sie sich mit mir über die Rolle, die sie gegen mich habe spielen müssen, verständigen könne. Ich war überrascht durch einen solchen Ton mitten in dem Hohngelächter des Neides und der Schadenfreude; doch, halb aus Mißtrauen, halb aus Vergessenheit, erwiederte ich nichts darauf. Meine ganze Seele war nur mit der Erneuerung meines Prozesses beschäftigt; ich ruhte nicht, bis ich meine neue Appellation eingereicht hatte.

Kaum war das geschehen: so erhielt ich einen zweiten Brief von der Wittwe. Sie beschwor mich darin, meine Appellation zurück zu nehmen und den Prozeß aufzugeben, weil ich ihn gewiß in der dritten Instanz ebenfalls verlieren, und obenein, zur Deckung der Kosten, einen beträchtlichen Theil von meinem älterlichen Vermögen einbüßen würde. Sie erbot sich zu gänzlicher Abtretung des ihr zugesprochenen Theiles der Erbschaft, weil ihr Gewissen ihr nicht erlaube, etwas zu nehmen, was der ausdrücklichste Wille des Verstorbenen nur mir zugedacht habe. Sie bat

mich zum Schluß, ihr nur, als Sachverständiger, Mittel und Wege anzugeben, wie sie ihren Vorsatz, gegen den Willen ihres Curators, rechtskräftig ins Werk setzen könne.

Ich war in den ersten Augenblicken innig gerührt; doch der juristische Teufel in meinem Kopfe spiegelte mir die Möglichkeit vor, daß hinter dieser anscheinenden Gutmüthigkeit wohl eine ächte Schelmerei versteckt seyn könne. Wer konnte wissen, ob meine übrigen Gegner nicht mit der Wittwe im Einverständniß waren, und mich durch großmüthige Abtretung eines Theils der Erbschaft zur Niederschlagung des Prozesses zu verführen suchten, weil sie durch dessen Fortführung vielleicht Alles zu verlieren fürchteten? Schon wollte ich eine bittere, lakonische Antwort schreiben; allein ein besserer Geist stellte sich dem juristischen entgegen, und warnte mich vor einer voreiligen Ungerechtigkeit. Ich sprang von meinem Arbeitstisch auf, und eilte zu der Wittwe.

Sie wurde blutroth, als ich in ihr kleines Zimmer trat. Ein junges Mädchen ging sogleich ins Nebenzimmer, was mir eben recht war. Die

Wittwe sprach vor Verlegenheit nichts, als Gemeinplätze, ohne unsre Angelegenheit zu erwähnen. „Ist das böses Gewissen, oder ängstliche Delicatesse?" sagte ich zu mir selbst, und sprang mit wenig Worten rasch ans Ziel.

Wir wechselten viele Worte. Die Wittwe suchte mich zu überzeugen, daß nur ihre Verwandten und ihr Curator sie gezwungen haben, Antheil an dem Prozesse zu nehmen. Sie beschwor mich zu wiederholten Malen, ihn aufzugeben, und den ihr zugesprochenen Antheil als mein rechtmäßiges Eigenthum anzunehmen. — Ich wies diese Zumuthung standhaft zurück, und erklärte meinen festen Willen, den Prozeß muthig durchzuführen bis zum letzten, unumstößlichen Richterspruch. Um mich zu überzeugen, daß dieser gewiß schlecht für mich ausfallen werde, berief sie sich auf ein Billet ihres Sachwalters, worin dieser fest versicherte, daß die dritte Instanz gewiß gleichfalls gegen mich erkennen, und mich noch dazu ohne allen Zweifel zur Tragung der sämmtlichen, bisher getheilt gewesenen Kosten, verurtheilen werde. Und um mir zu beweisen,

daß sie, Gewissens halber, von dem Nachlaß meines Wohlthäters nichts annehmen dürfe, berief sie sich auf einen Brief desselben an ihren seligen Mann, worin er Diesem sehr zornig wegen seiner bevorstehenden Verheirathung mit einer gänzlichen Enterbung drohte. „Wir heiratheten uns dennoch," setzte sie hinzu — „wir thaten also gänzlich Verzicht auf das Vermögen unsers Vetters. Das hat uns nie gereut, denn wir lebten, bei aller ökonomischen Beschränkung, doch immer verträglich und vergnügt; aber nun darf ich auch von jenem Vermögen niemals etwas annehmen, zumal da es so bestimmt das Ihrige hat seyn sollen. — Und ich möchte gern Alles recht bald zwischen uns in Richtigkeit bringen," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, in welcher ich nur stumm den Kopf geschüttelt hatte — „denn ich könnte plötzlich sterben, und meine Tochter wäre dann vielleicht, trotz ihres besten Willens, durch Abhängigkeit von Vormund, Curator, Bräutigam oder Ehemann, nicht im Stande, nach meinem Sinne zu handeln."

Ich sah sie mit einem ernsten Blicke an, und schüttelte wiederum nur schweigend meinen Kopf, weil ich erstaunt war, eine Frau so sprechen zu hören. Sie aber mochte mein Kopfschütteln für Zweifel halten, und ging daher ins Nebenzimmer, um die Briefe ihres Curators und ihres seligen Vetters zu holen.

Sie ließ die Thür hinter sich halb offen. Mein Blick fiel schräg hinüber nach dem Spiegel des Nebenzimmers. Ich erblickte darin das Bild der seitwärts sitzenden Tochter, die emsig strickte, aber dabei auch so ernstlich weinte, daß sie mehrmals ihre Augen trocknen mußte. Schon als bloßes Bild betrachtet, war mir der Anblick sehr anziehend; er war es mir doppelt durch die Frage, was für eine Empfindung wohl eigentlich dem Mädchen Thränen auspresse?

Ich fragte mit Offenheit die zurückgekehrte Mutter. Sie wollte mir erst ausweichen; als ich in sie drang, antwortete sie: „Meine gute Julie weint über Ihren hartnäckigen Stolz.“

Nachdem ich aufs neue mit Fragen in sie gedrungen war, sagte sie mit niedergeschlagenen

Augen: „Sie sind an Wohlstand gewöhnt. Wir wissen, was für Entbehrungen Sie jetzt leiden; und dennoch weisen Sie meinen gutgemeinten Antrag zurück, und bestehen auf der Fortführung eines unglücklichen Prozesses! Sie wollen nur sich selbst entweder Alles verdanken, oder Alles verlieren! Ist das nicht ein sehr hartnäckiger Stolz?"

Tief gerührt ergriff ich die Hand der braven Frau, und sagte: „Beruhigen Sie sich über mein Schicksal! Ich übe mich, ohne daß es mir sauer wird, im Entbehren, um desto selbstständiger zu seyn; und ich muß diesen Prozeß durchführen auf meine Weise, weil es für mich keine andere geben darf. Meine Gründe und meine Absichten sind in einem versiegelten Papiere enthalten, das ich unserm Präsidenten gleich beim Anfange des Prozesses, zur Aufbewahrung bis zur Publication des letzten Richterspruches, übergeben habe. — Sie werden das hoffentlich noch bei guter Gesundheit erleben."

„Ihrer guten Tochter muß ich noch eine Hand geben," sagte ich nach einer kurzen Pause,

in welcher ich meinen Hut nahm. — Wir überraschten sie noch fast eben so, wie ich sie im Spiegel gesehen hatte. Ich sagte ihr einige Worte, die recht warm aus dem Herzen kamen, allein ich weiß nicht mehr, was für welche. Ihre Hand lag schüchtern zuckend in der meinigen; sie erwiederte kein Wort. Ich stolperte ziemlich ungeschickt über die Thürschwelle, und eilte zum Hause und zum Stadtthore hinaus.

„Wie Schade," rief ich aus, als ich im Freien war, und aus der Ferne den Grabstein meines Wohlthäters über die Gottesackermauer glänzen sah — „wie Schade, daß der brave Mann die beiden Menschen nicht ganz gekannt hat! Er hätte sie gewiß in seinem Testamente bedacht, und sie für ein Paar Ausnahmen von der Regel ihres Geschlechts erklärt."

Mein Kopf war in jeder geschäftfreien Stunde mit meinen neuen Bekanntinnen beschäftigt: saß ich indessen bei meiner Arbeit, so war ich mit ganzer Seele dabei. Meinen Prozeß führt' ich nach jenem Auftritt eifriger, als jemals. Ich bot alle meine Kräfte auf, um ihn zu einem

erwünschten Ziele zu bringen; und ich erregte dadurch schon so viel Aufmerksamkeit, daß mir von Fremden manche ähnliche Arbeit aufgetragen ward.

Ziemlich lange blieb ich unschlüssig, ob ich die Wittwe wieder besuchen solle, oder nicht. Ein gutes, natürliches Gefühl in mir sprach dafür; mein altes Vorurtheil sprach dagegen. Endlich bestimmte ein freundlicher Gruß, den sie mir durch einen Bekannten sagen ließ, mich zum Hingehn. Man höre, ob ich recht oder unrecht hieran that!

Die Mutter begrüßte mich ziemlich unbefangen, die Tochter ziemlich verlegen. „Ich hoffe,“ sagte die Mutter, als wir uns gesetzt hatten — „Sie kommen, mich mit der guten Neuigkeit zu erfreuen, daß Sie den Prozeß aufgeben?“

Ehe ich noch antworten konnte, daß dieß keinesweges meine Absicht sey, war die Tochter schon wieder ins Nebenzimmer geflüchtet. Das war mir dießmal gar nicht recht. Die Mutter schien es nicht zu bemerken. Sie nahm mit mir die Abrede, des Prozesses nicht wieder zu erwäh-

nen, und wir sprachen von hundert gleichgiltigen Dingen, bis sie endlich meine Zurückgezogenheit von allen, besonders weiblichen Gesellschaften, zu tadeln anfing. Ich lobte meine einsame, freie Lebensweise. Sie wandte mir Vielerlei dagegen ein, und meinte unter anderm, eine gewisse Zurückhaltung, selbst wenn sie an Blödigkeit grenze, sey ihr bei einem jungen Manne meines Alters immer lieber, als die vorlaute, immer mehr zur Mode werdende, Keckheit so vieler jungen Leute; allein es sey doch auch nöthig, sich in Zeiten fürs gesellige Leben zu bilden, weil eine gewisse Verlegenheit sonst so tief einwurzeln könne, daß man sie selbst im reifern Alter nicht los werden könne. Sie führte mir ein paar Beispiele an, und diese leiteten das Gespräch wieder nach einer andern Seite hin, so daß ich endlich aufbrechen mußte, ohne etwas von Belang erwiedert zu haben.

Je mehr ich zu Hause diesem Gespräch nachdachte, desto mehr wurmte es in meinem Kopfe. Seit langer Zeit sah ich mit einem so stolzen Gefühl auf Weiber und Mädchen herab; weil ich sie gering schätzte, weil ich sie fast haßte, vermied ich

sie. Es beleidigte mich aufs Empfindlichste, daß man das für Schüchternheit, für Blödigkeit halten konnte. Ich wollte für einen Helden gelten, und ward für einen Knaben angesehen! Den Schimpf konnte ich nicht ertragen. — Ich fühlte die Nothwendigkeit, recht bald wieder zu der Wittwe zu gehen, ihr offenherzig die Fehler ihres Geschlechts, wie ich sie von ihrem seligen Vetter auswendig gelernt hatte, vorzuzählen, und ihr begreiflich zu machen, daß ich es darum, nicht aber aus Blödigkeit, meide.

Im voraus aufs Beste gerüstet gegen mögliche Einwendungen, ging ich hin. Man empfing mich aufs Freundlichste. Ich nahm neben der Mutter Platz. Die Tochter blieb zum ersten Male im Zimmer; das war mir heute gar nicht recht. Sie setzte sich mit ihrem Nähzeug uns grade gegenüber, schweigend, fleißig, nur selten einmal nach uns aufblickend. Dieses leibhaftige, herrliche Bild der Unschuld, der Anspruchlosigkeit, der Seelengüte, des Fleißes so nahe vor meinen Augen: wie konnte ich von Koketterie, von Eigensinn, von thörichten Launen und Herrsch=

sucht eine Anklagerede halten! So wie sie den Rücken wenden würde, wollte ich damit anheben; doch sie ging nicht von der Stelle: und ich mußte von dannen ziehn, ohne meine Heldenthat vollbracht zu haben.

Nach einigen Tagen wollte ich das Versäumte nachholen. Ich ward aufs Unangenehmste überrascht, als ich außer den beiden bekannten noch einige fremde Damen um einen Theetisch versammelt fand. Julie ward in häuslichen Geschäften ein paar Mal abgerufen; auch fand ich ungesucht manche Veranlassung, meine schöne Rede anzubringen; doch ich war nicht im Stande, ein Wort davon über die Lippen zu bringen, und ich eilte, sobald als möglich, hinweg.

Sobald ich die Thür hinter mir hatte, that ich einen gewaltig tiefen Athemzug. „Bewahre mich Gott vor solchem Damenvolk!" frevelt' ich zwischen den Zähnen. — Freilich hatte ich peinliche Langeweile und eine Menge unangenehmer Empfindungen gehabt. Als ich mir sie aber ruhig zergliedert, als ich mich meines verlegnen, linkischen Wesens deutlich erinnert hatte, war es,

als ob mir Jemand ins Ohr zischelte: „Du bist wahrhaftig blöde, wie ein Knabe!“ — Feuerroth wurde mein Gesicht vor Beschämung, als ich immer weiter zurück in mein Leben, immer tiefer in mein Innres schaute, und ich mir gestehen mußte, daß ich, in Beziehung auf die Weiber, zu jener allerkläglichsten Sorte von Helden gehöre, welche *hinter* dem Rücken nur mit der Zunge ihre Feinde schlagen, und, sobald es einen wirklichen Kampf gilt, sich mit Fäusten *auf* ihre Rücken schlagen lassen.

„Wenigstens den *Anblick* seines Feindes — zumal eines solchen! — muß man nicht scheuen!“ rief ich mir zu — „Des Blöden Leib und Seele sind in Fesseln geschlagen. Eine Schnur um seinen Hals preßt ihm bis zum Ersticken das Blut hinauf. Er ist nicht Herr seiner Gedanken. Worte, die er sprechen möchte, kann er nicht über die Lippen bringen; und Worte, deren er sich schämt, entschlüpfen ihm. Alle seine Kräfte, seine Talente, seine Geschicklichkeiten lösen sich auf in nichts. Ein Kind kann ihn verschüchtern; der Thor erscheint weiser, als er; der

Unverschämte schreitet triumphirend über seinen Nacken. Kurz, der Blöde ist nicht männlich, und wer nicht männlich ist, kann nicht frei — wer nicht frei ist, kann nicht glücklich seyn!"

Aus dieser Tirade zog ich zunächst den Schluß, daß ich recht fleißig Julien und ihre Mutter und bei Gelegenheit auch andere Gesellschaften besuchen müsse, um zu einer immer würdevolleren Freiheit zu gelangen. Ich befolgte die Vorschriften meiner neuen Weisheit aufs Gewissenhafteste. Wie es damit ablaufen würde, wär ich oft selbst recht neugierig zu wissen.

In der sogenannten großen Welt hatte ich Anfangs mit allerlei Unglücksfällen zu kämpfen. Bald stolperte ich über eine Schleppe, bald über eine Schwelle; heute ließ ich eine Tasse, morgen einen Teller mit Backwerk auf die Erde fallen; einmal warf ich beinah einen ganzen Theetisch um; und wenn ich eine Schmeichelei sagen wollte, ward oft unvermerkt eine Sottise oder eine Satyre daraus. Ich besserte mich allmählich, doch blieb ich von der freien Höhe, auf welcher ich stehen wollte, noch weit entfernt. Bei Julien

und ihrer Mutter ging das gerade umgekehrt. Hier fing ich mit ziemlicher Freimüthigkeit an, und wurde nach und nach immer befangener, immer beklommener. Ich entdeckte an Julien immer mehr gute Eigenschaften und immer mehr schöne Talente. Vorzüglich freute es mich, daß sie, ohne viel Anweisung erhalten zu haben, recht artig Clavier spielte, und daß sie, ohne alle Anweisung, recht allerliebst sang. Ich schrieb eine große Menge von neuen Musikstücken für sie ab, nicht sowohl, weil es mir an Geld fehlte, sie zu kaufen, als vielmehr, weil es mir Vergnügen machte, etwas zu ihrer Aufheiterung zu thun, denn je länger und je genauer ich sie beobachtete, eine desto trübere Verstimmung wurde ich an ihr gewahr.

Unterdessen rückte das Weihnachtsfest heran, und mit ihm die endliche Entscheidung des Prozesses. Schon einige Tage vor der Publication erhielt ich die zuverlässige Nachricht, daß er gänzlich für mich gewonnen sey. Ich stürzte zu meinen Freundinnen. Die unerwartete Neuigkeit brachte die außerordentlichste Wirkung hervor.

Die Tochter jauchzte hoch auf vor Freude; die Mutter hielt freudig dankend ihre Hände gen Himmel. Plötzlich aber fing die Mutter an zu zittern, wie von einem entsetzlichen Schrecken. „Gott im Himmel!“ rief sie aus — „und ich redete Ihnen zu, den Prozeß aufzugeben! In welchen Verlust hätte ich Sie gebracht, wenn Sie das gethan hätten! In was für einem Lichte erscheine ich Ihnen jetzt vielleicht!“ Sie hielt ihr Tuch vor die Augen, und weinte bitterlich.

Doch da nahm die Tochter das Wort, um die Mutter zu beruhigen. Die Freude machte sie zu einer Begeisterten. Ich erstaunte, das sonst so stille, einsilbige Mädchen so rasch, so lebhaft, so herrlich sprechen zu hören. Ich hörte ihr mit einer ganz neuen Art von Entzücken zu.

Auch bei der Mutter blieb die Wirkung nicht aus. „Du hast recht!“ sagte sie — „unser Freund weiß ja, wie redlich wir es mit ihm meinen. — Wir wollen nicht lange grübeln, sondern uns mit ihm von ganzem Herzen seines Glückes freuen!“

Von diesem Augenblick an versank Julie in ein stilles, immer ernsteres Nachdenken; ich sah, daß ihre Augen feucht waren, und daß sie von Zeit zu Zeit nur mit Gewalt heiter zu scheinen strebte. Das beunruhigte mich unbeschreiblich, doch hätte ich um keinen Preis nach der Ursache fragen können.

Der heilige Abend vor Weihnachten kam mit seinem Glanze und seiner Fülle von Jubel und Dank. Meine Freundinnen waren in eine Gesellschaft eingeladen, auf die sie sich lange gefreut hatten. Es war mir unangenehm, daß sie gerade heute nicht zu Hause waren, denn dieses allgemeine Freudenfest hatte ich noch bei ihnen feiern, und dann eine Geschäftsreise auf einige Wochen, zu der ich mich rasch entschloß, antreten wollen.

Ich stand an meinem Fenster. In den kleinsten, mir gegenüber befindlichen Häusern wurden die trüben Fensterscheiben glänzend hell; rechts und links neben mir hört' ich das Jubelgeschrei beschenkter Kinder. Meine stille Einsamkeit war mir zum ersten Male unerträglich. Mei-

ne Sehnsucht, Freude zu bereiten, und dadurch selbst zu genießen, war unwiderstehlich.

Schon ein paar Tage früher hatte ich eine Abtretungsurkunde über die ganze, streitig gewesene Erbschaft an Juliens Mutter ausgefertigt, und ihr dazu geschrieben, daß ich zu einer freien Verschenkung dieser Art, auf den Fall eines glücklichen Ausgangs des Prozesses, mich schon in dem versiegelten Papier, was ich dem Präsidenten bei der Eröffnung des Prozesses zur Aufbewahrung übergeben, anheischig gemacht, und daß ich jetzt, pflichtmäßig, an der nächsten und würdigsten Verwandtin meines verstorbenen Wohlthäters die von demselben begangene Ungerechtigkeit wieder gut machen wolle. Diesen Brief hatte ich der braven Frau erst nach meiner Abreise zusenden wollen. Jetzt beschloß ich, daß sie ihn noch heute, bei der Zurückkunft aus der Gesellschaft, finden solle. Zu meiner morgenden Abreise traf ich eilig einige Vorbereitungen.

Als ich hiemit fertig war, steckt' ich den Brief mit der Urkunde in die Tasche, um ihn in die Wohnung meiner Freundinnen zu tragen.

Vorher ging ich aber noch zu einem Instrumentmacher, und kaufte für das kleine Kapital, was meine andern juristischen Arbeiten mir bis jetzt eingebracht hatten, sein schönstes Fortepiano, und nebenan bei einem Gärtner einen herrlichen, blühenden Rosenstock für Julien. Die Vorstellung, welche Freude sie über diese Ueberraschung haben werde, ließ keine andre, trübere jetzt in mir aufkommen.

Es war acht Uhr vorbei, und ich war sicher, daß sie längst ausgegangen seyn würden. Ich konnte mir also das Fest machen, der Mutter den Brief selbst auf das Arbeitstischchen zu legen, das Fortepiano an die Stelle des alten Claviers, und den Rosenstock an das Fenster, wo Julie gewöhnlich saß, hinzustellen.

Den Rosenstock trug ich selbst; die Träger mit dem Instrumente folgten mir auf dem Fuße. Das Dienstmädchen öffnete mir die Hausthür, und leuchtete vor uns her die Treppe hinauf. Sie öffnete das Zimmer. Ich trat hinein, aber immer rückwärts blickend nach den Trägern, und sie zur Vorsicht ermahnend.

„Mein Gott! was bringen Sie da?“ tönte auf einmal Juliens Stimme neben mir. Ich war so ungeheuer überrascht, daß ich den Rosenstock zu halten vergaß. Er wäre auf die Erde gestürzt, hätte Julie ihn nicht aufgefangen.

Die Träger und das Dienstmädchen verließen uns. Zum ersten Male war ich mit Julien allein. Wir wurden Beide feuerroth, als wir uns nun gegenüberstanden. Ueberraschung und Freude glänzten aus ihren Augen beim Anblick meiner Geschenke. — Ich sagte, daß ich sie längst in der Gesellschaft geglaubt habe. Sie erwiederte, sie habe die Mutter nicht begleiten mögen, weil sie heute noch eine kleine Arbeit hätte vollenden wollen.

Sie setzte sich an das Instrument, um es zu probiren; doch sie mußte bald aufhören, weil sie vor freudigem Zittern auch den leichtesten Satz nicht spielen konnte. Ihr verschämter und doch entzückter Dank goß einen ganz wunderbaren Reiz über ihr Gesicht und ihre ganze Gestalt. Mit trunknen Augen staunte ich sie an, und fühlte mich

hundertfältig für mein Geschenk belohnt. Und dennoch wurde mein Gefühl unendlich gesteigert!

Sie sagte mit niedergeschlagenen Augen, daß sie auch mir heute noch eine kleine Ueberraschung habe bereiten wollen, und daß sie, um dieß zu können, an ihrem Arbeitstisch sitzen geblieben sey, statt ihre Mutter in die Gesellschaft zu begleiten. Sie zeigte mir in ihrem Stickrahmen eine äußerst mühsame Arbeit, zu deren Vollendung vielleicht nur noch der ununterbrochene Fleiß einer Viertelstunde gehörte.

„Um meinetwillen also" rief ich — „haben Sie die Gesellschaft aufgegeben, auf welche Sie sich so sehr gefreut hatten?" — Ohne zu wissen, was ich that, kniet' ich vor ihr nieder, und sprach Worte, deren ich mich nicht mehr erinnre. Und trunken, wie ich war, als sie mich aufrichten wollte, zog ich sie zu mir herab, und unsre Lippen fanden sich zu einem unvergeßlichen Kusse zusammen. Zum ersten Male in meinem Leben fühlt' ich recht deutlich, wo mein Herz schlug.

Ein neues Leben war mir aufgegangen; eine Flamme loderte, wie von einem Blitz entzün-

det, plötzlich in meinem Herzen auf. „Julie!“ stammelte ich — „wollen wir unser Leben fest an einander ketten? Wollen Sie mein seyn?“

Sie wollte in jungfräulicher Verschüchterung sich loswinden. Ich hielt sie fest, und wiederholte noch leidenschaftlicher meine Frage. Eine Thräne stürzte aus jedem ihrer Augen, und sie drückte freiwillig einen zweiten Kuß auf meinen Mund. — Gleich darauf eilte sie aber zur Thür hinaus, um ihre Mutter zurückholen zu lassen.

Sie setzte sich an den Stickrahmen, allein sie konnte jetzt noch weniger sticken, als vorher spielen.

Ich war ein berauschter Schauspieler, der seine Rolle nicht mehr kann. Ich wußte von der Weiberfeindschaft nichts mehr.

Ich wollte Julien einen dritten Kuß geben. Sie verweigerte mir ihn.

„Wenn Sie mich lieben!“ sagte ich, und suchte aufs neue ihre Lippen. Sie schüttelte den Kopf, und wendete abermals das Gesicht von mir ab. — Ich glühte von nie empfundner Schaam. Wir sprachen einige ewig lange Minuten kein

Wort, bis die Ankunft der Mutter uns aus dieser peinlichen Lage befreite.

So bald die Mutter ins Zimmer trat, war Julie lauter Leben und Freude, mir hingegen war es nicht möglich, mich aus meiner finstern Verstimmung heraus zu reißen. Julie spielte und stickte nun abwechselnd, ohne Zittern; sie sprach mit voller Unbefangenheit, nur richtete sie ihre Worte so wenig als ihre Blicke auf mich. Ich war ein Neuling in der Liebe, ich war noch ein schlechter Kenner des weiblichen Herzens, und hielt ihr Benehmen also für entschiedenen Unwillen und Abneigung. Gern hätte ich ihr Geschenk im Stiche gelassen, und auf die freundliche Unterhaltung der Mutter Verzicht gethan, um nur möglichst bald wieder frei athmen zu können. Doch daran durfte ich, Höflichkeits halber, nicht denken, und ich mußte auf meiner Folter ausharren, bis die Arbeit vollendet war.

Julie überreichte sie mir endlich mit einigen verlegnen Worten, die ich mit eben so verlegenen beantwortete. Sie sah, statt auf mich, auf den Fußboden, und sie vermied es geflissent=

lich, daß ihre Finger die meinigen berührten. Das brachte mich fast ganz außer Fassung, und ich nahm sogleich Abschied, und ging. — Erst an der Hausthüre fiel mir der Brief an die Mutter ein. Ich gab ihn dem Dienstmädchen, doch mit der ausdrücklichen Vorschrift, ihn erst am folgenden Morgen zu überreichen, damit ich schon zur Stadt hinaus wäre, wenn er gelesen würde.

Vor diesem Besuche wollte ich Zirkelitz hauptsächlich deßwegen auf einige Zeit verlassen, um aller weitern Verhandlungen und Danksagungen wegen der Schenkungsurkunde überhoben zu seyn; jetzt trieben mich auch Unmuth und Beschämung mancher Art hinweg. Ich war ganz uneins mit mir selbst. Ich dachte nur mit der größten Unzufriedenheit über mich und über Julien an den gehabten Auftritt; und dennoch würde ich die Erinnerung daran um keinen Preis weggegeben haben.

Mit dem anbrechenden Morgen verließ ich die Stadt. Der Leichenstein meines Wohlthäters sah in der Dämmerung, wie ein Gespenst, über die Gottesackerwand. Das Herz fing mir an zu

schlagen. Mir fiel ein, wie beschämt ich vor dem Todten stehen würde, wenn er mir plötzlich erschiene. Daß ich seine Erbschaft verschenkt, müßte er mir, meinte ich, gewiß vergeben. Aber daß ich, der frühe Weiberfeind, gestern vor einem Mädchen gekniet, daß ich, mit meinem Freiheitsstreben, selbst den Antrag zu einer festen Kette um meinen Nacken gemacht hatte — was würde er dazu gesagt haben? Und noch dazu ein abgewiesener Bettler, der ich war — wie kläglich müßte ich vor ihm stehen! — Ich hielt plötzlich meine Hand vor die Augen, und eilte davon.

Meine frühere Meinung fiel mir hinterher zwar wohl manchmal ein, daß selbst der alte Weiberfeind Julien, wenn er sie ganz gekannt hätte, für eine Ausnahme von der Regel erklärt haben würde; und ich meinte, daß eine Ausnahme wohl die andere entschuldige. Allein jedesmal rechnete ich mir dann wieder vor, daß sie erst einen Kuß von mir geduldet, dann einen zweiten mir freiwillig gegeben, den dritten aber hartnäckig verweigert habe. Wenn das nicht

Eigensinn, wenn das nicht Launen wären, meinte ich: so gäbe es keine; und wer diese besäße, möchte wohl noch mehr böse Eigenschaften haben, und also wohl unter die allgemeine Regel, nicht unter die Ausnahmen gehören.

Nach dieser letzten Betrachtung war ich wenigstens froh, daß Julie, anstatt die hingehaltene Kette um meinen Nacken vollends zuzuziehen, mich von sich zurückgestoßen hatte. — Das Schicksal ist ein Tyrann, und Niemand kann wohlfeiler Dank verdienen, als ein Tyrann. Wer uns hätte können die Hand abhauen lassen, wird unser Wohlthäter, wenn er uns nur um einen Finger ärmer macht; und wer uns drohte, den Kopf abschlagen zu lassen, ist übergnädig, wenn er mit einer abgehauenen Hand vorlieb nimmt. Daher fing ich nach und nach an, das Schicksal zu preisen, daß es mich noch so mit dem blauen Auge habe davon kommen lassen; daß es, anstatt mich aufs ganze Leben unglücklich zu machen, mich, zum Weihnachtsgeschenk, nur ein wenig beschämt und erniedrigt habe. Ich fing an, im

Gefühl meiner geretteten Freiheit, meinen Nacken wieder muthiger aufzurichten.

Aber — fiel mir in einer schlaflosen Nacht auf einmal mit Schrecken aufs Herz — aber bin ich denn noch ganz frei? Beantwortete Julie meine Fragen, ob wir unser Leben fest an einander ketten wollen, ob sie mein seyn wolle, nicht mit unwillkürlichen Thränen und mit einem freiwilligen Kusse? Was heißt nach solchen Fragen ein solcher Kuß? Heißt er Ja oder Nein? Heißt er Beides, oder heißt er keins von Beiden? Das hätte ich, als aufzugebende Preisfrage, einer Akademie von gelehrten Liebesrittern empfehlen mögen, wenn ich nur mit irgend einer in Bekanntschaft gewesen wäre. Mir, dem gänzlich Unerfahrnen, war die Aufgabe zu schwer. Sie ging mir immer ernstlicher im Kopfe herum.

Wenn der Kuß ein Ja hatte seyn sollen: so war ich nicht mehr frei; so fühlte Julie sich ebenfalls nicht mehr frei; so mußten wir, wenn uns auch Beide jener Schritt gereute, uns erst gegenseitig wieder für frei erklären, ehe wir es seyn konnten. Das war das Einzige, was ich

vollkommen begriff. Aber so oft mich Jemand schüttelte, und fragte: „Was stehen Sie in so tiefen Gedanken?“ hätte ich die Gegenfrage zur Antwort geben mögen: „Können Sie mir nicht sagen, ob ich eine Art von Bräutigam bin?“ — — So oft ich den Ausdruck das schöne Geschlecht hörte oder las, so oft seufzte ich im Herzen, man solle es richtiger das gefährliche nennen, denn ich hatte im reichen Maaße erfahren, wie gefährlich die leiseste Berührung, das kleinste Wort desselben werden könne. Ich war mehr als jemals geneigt, es für ein Dämonengeschlecht zu halten, das der Schöpfer nur auf die Erde gesetzt habe, damit den Männern nicht zu wohl werde, und sie nicht wähnen möchten, freie Götter zu seyn.

Solcher Betrachtungen machte ich immer mehr, je näher die Zeit meiner Rückkehr nach Zirkelitz heranrückte. Ich hatte meine Abwesenheit möglichst verlängert, und meine ganze Reise in einen geheimnißvollen Schleier gehüllt, so daß in Zirkelitz kein Mensch wußte, wo ich eigentlich war; allein endlich — es war im März —

mußte ich nothwendig zurückkehren. Man kann denken, mit welcher Unruhe ich es that!

Ich wollte mich in Zirkelitz möglichst lange incognito aufhalten, aber ich konnte das so wenig, als irgend ein Prinz, wiewohl ich es ernstlicher damit meinte, als die meisten. Schon am zweiten Morgen ward an mein Zimmer geklopft, und Juliens Mutter trat herein.

„Sie sind so grausam, als großmüthig!" war ihre Anrede — „Wie hätten Sie mir es sonst so lange unmöglich gemacht, Ihnen für Ihre edlen Absichten zu danken!"

Sie bestand darauf, daß ich die Schenkungsurkunde zurücknehmen solle. Wir stritten lange darüber. Endlich siegte ich durch die Vorstellungen, daß ich eine freiwillige Abtretung der Erbschaft an einen der Verwandten ganz unabänderlich beschlossen, und daß, wenn sie dieselbe nicht annähme, entweder ein reicher Geizhals, oder ein lüderlicher Verschwender — denn andre Verwandte gab es nicht — damit beschenkt werden müßten. — Das half endlich. Nun wollte sie sich weinend in Danksagungen ergießen; aber ich

beschwor sie, mich ein für allemal damit zu verschonen, und zu bedenken, daß ich nur gethan, was meine Ehre erfordert, und was ich also gar nicht habe lassen können. Sie versprach mir, mich weder mit Einwendungen noch Danksagungen fernerhin zu belästigen.

Sie erwähnte Juliens mit keiner Silbe. Das war mir ein Beweis, daß sie wußte, was vorgefallen war.

Ich bot ihr — weil ich glaubte, es nicht unterlassen zu dürfen — beim Weggehen den Arm, und sie nahm ihn an. Weil ich doch einmal, über kurz oder lang, einen Besuch bei ihr machen mußte, folgte ich ihrer Aufforderung an der Hausthür, mit hinauf in ihr Zimmer zu kommen. Das Herz klopfte mir gewaltig. Aber Julie war ausgegangen; und — sonderbar genug — das verdroß mich nun. Es erschien mir als ein gar zu rücksichtloses Zeichen ihres Widerwillens gegen mich, da sie doch hätte voraussetzen können, daß ich die Mutter zurückbringen würde.

Diesem ungewissen, unangenehmen Verhältniß ein schnelles Ende zu machen, koste es

auch, was es wolle, war mein fester Entschluß. Jeden Tag nahm ich mir vor, daß ich morgen hingehn, oder einen Brief hinschicken wolle, aber wenn das Morgen zum Heute geworden war, fand ich immer einen Vorwand zu einem Aufschub, und sagte aufs neue: „Morgen soll es geschehn!“

So kam das Osterfest heran. Am zweiten Feiertage gab der ehemalige Arzt meines Wohlthäters ein großes Mittagsessen. Er hatte mir auch einmal das Leben gerettet; ich ehrte ihn auch als Menschen aufs Höchste: also nahm ich die Einladung an, ob ich gleich vermuthen konnte, daß auch Julie und ihre Mutter, als die vertrautesten Freundinnen des Hauses, zugegen seyn würden.

Meine Vermuthung bestätigte sich. Zum ersten Male sah ich Julien wieder, aber sie vermied es, sich mir zu nähern, und verlor sich unter den zahlreichen Gästen immer aus meinen Blicken; und so sehr ich auch ihre Annäherung fürchtete: so sehr verdroß mich doch abermals ihre Entfernung.

Ich trank einige Gläser Wein, um mich aufzuheitern, und Julien und mein Verhältniß zu ihr zu vergessen; allein gerade das Gegentheil erfolgte. Ich dachte an nichts, als an sie.

Es war ein schöner Frühlingstag. Im Garten wurde Kaffee getrunken, und des Doctors Kinder nebst einigen jungen Leuten, unter denen sich auch Julie befand, suchten bunte Ostereier, die im Buchsbaum versteckt waren. Julie fand eins mit der Aufschrift: „Glück zu!" — Ich hörte, daß darüber viel gescherzt wurde, daß man sagte, dieß bedeute eine baldige Veranlassung zu einer ernsthaften Gratulation; ich bemerkte — oder glaubte wenigstens zu bemerken, — daß man mich dabei mit einem bedeutenden Lächeln ansah. — Das gab der Sache endlich einen Ausschlag.

Ich suchte Juliens Mutter, und verzweifelte fast vor Ungeduld, daß sie in einem tiefen Gespräch mit einem höchst quecksilbrigen Blaurock war. Ich jagte sie diesem endlich fast gewaltsam ab, und führte sie in einen entfernten Gang, mit der Bitte um eine ernste, offenherzige

Erklärung. Ich trug ihr genau mein und Juliens Verhältniß vor, doch ohne einen Namen zu nennen, und bat sie, mir zu sagen, ob ein solcher Mann und ein solches Mädchen noch für frei zu erklären wären, oder nicht.

Sie sah mich mit einem ernsten, nachdenkenden Blick an, und sagte mit ruhigem, doch nicht ganz unbefangenem Tone: „Ich muß Beide für frei erklären."

„Frei?" erwiederte ich — „Frei? O das ist ein großes Wort! — Und wenn ich Julien die Entscheidung überlassen hätte: würde sie das nemliche Wort gesprochen haben?"

„Ganz gewiß!" war ihre Antwort, der man indessen viel innere Bewegung anhörte.

Ich küßte ihr mit Heftigkeit die Hand, und verließ sie, denn dieses Ganz gewiß war mir, wider mein Erwarten, empfindlich in hohem Grade. — In einer Laube saßen noch einige ältliche Herren bei einer Weinflasche. Der Doctor rief mich hinzu. Ich trank hastig noch ein Paar Gläser, der Freiheit zu Ehren. Dann sprang

ich fort, weil ich Julien mit zwei Kindern in der Nähe sah.

„Glück zu!“ sagte ich — „Eben habe ich der Freiheit ein Vivat gebracht. Da hätten Sie mit anstoßen sollen! Wir feiern ja wohl Beide heute ein Auferstehungsfest?“

Sie erzwang ein Lächeln, ohne zu antworten.

„Nun?“ fuhr ich fort — „Ist die Freiheit nicht ein köstliches Gut? Und sind wir nicht frei?“

„Wie könnt' ich Nein sagen?“ antwortete sie mit einem noch gezwungenern Lächeln — „Ihr Herz müßte das von selbst wissen.“

Da kam der Blaurock des Weges gegangen, und Julie, als ob sie sich vor mir retten wollte, eilte ihm mit den Worten entgegen: „Helfen Sie mir doch meine Mutter suchen!“ Ich achtete dessen in diesem Augenblicke nicht, denn ich war in einer tolllustigen Stimmung.

Ich entfernte mich durch eine Hinterthür des Gartens, die aufs Feld führte. Ein lauer, leichter Zephyr spielte in meinem lockichten Haare.

Lerchen wirbelten vom grünen Saatfeld in die blaue Luft hinauf. Ein junger Schmetterling versuchte die bunten Flügel. Von allen Seiten sprach mich neues, fröhliches Leben an. „Sammelt euch um mich her!“ rief ich dem Zephyr, der Lerche, dem Schmetterlinge zu — „Sammelt euch um mich her, denn ich bin eures gleichen! Ich bin frei! und wer frei ist, ist glücklich!“ Die Sehnsucht meiner früheren Jugend nach Flügeln zitterte auf einmal wieder durch meine Seele, wie das Echo eines längst verklungenen, schönen Tones. — Ich schweifte bis zum Abend umher, und beschloß, mich loszureißen, und auf immer diese Stadt zu verlassen, denn eine innere Stimme sagte mir, daß ich Julien nicht wieder sehen müsse.

An jedem folgenden Tage rief ich mir aufs Neue zu: „Ich bin frei! und wer frei ist, ist glücklich!“ Aber das Gefühl meines Glücks wurde schwächer und schwächer. Jener Ausruf war am Ende nichts mehr, als ein Sporn, den ich mir vorsätzlich in die Seite stieß, um mich gewaltsam in Bewegung zu bringen. Allmählich

schlug das Mittel nicht mehr an; ich blieb kalt und still dabei, und warf es endlich als unnütz gänzlich auf die Seite.

Es war etwas in meiner Seele, das ich für böses Gewissen hielt. Unaufhörlich dachte ich mit steigender Unruhe an Julien, und ich war dem Selbstgeständniß sehr nahe, daß ich mich an ihr schwer versündiget habe. —

In Beziehung auf die Erbschaftsangelegenheit hatte ich der Mutter nach einiger Zeit eine Nachricht mitzutheilen. Es hätte können schriftlich geschehen, doch ich überredete mich, daß es besser wäre, wenn ich es mündlich thäte. Ich faßte mir ein Herz, und ging hin.

Ich hatte mein bestes Kleid angezogen, damit sie, die jetzt im Wohlstand waren, nicht durch meinen schlechten Alltagsrock auf eine Weise, die ihnen hätte empfindlich seyn müssen, an meine beschränktere Lage erinnert werden möchten. Aus dem nemlichen Grunde nahm ich mir auch vor, durchaus zu thun, als ob ich die Spuren ihres neuen Wohlstandes gar nicht bemerkte, so sehr ich mich auch darauf freute, sie an ihren Um-

gebungen zu sehn. Ich hatte mich indessen gänzlich hierin geirrt. Sie saßen noch mit dem nemlichen häuslichen Fleiße, wie sonst, in den reinlichen, einfachen Hauskleidern, die ich schon kannte, auf den nemlichen altmodischen Stühlen, auf denen sie sonst gesessen hatten. Ein Teller, der auf dem Tische stand, zeigte auch, daß sie ihrem alten, einfachen Frühstück vollkommen treu geblieben waren; kurz, Alles bewies mir, daß nicht die mindeste Veränderung ihrer Lebensweise vorgegangen war. Kaum konnte ich es lassen, meine Verwunderung hierüber laut werden zu lassen.

Die Mutter war freundlich, doch weniger vertraulich, als sonst. Die vermehrte Höflichkeit, die das verbergen sollte, verrieth es mir nur.

Ich wollte Julien beobachten, doch fehlte es mir hiezu so ganz und gar an Unbefangenheit, daß ich keinen Blick zu ihr hinbringen konnte. Ich wurde zerstreut, und gab der Mutter ein paar unpassende Antworten. Wir Beide befanden uns nicht wohl hiebei; um also unserer Noth ein Ende zu machen, griff ich nach meinem Hute.

Da trat plötzlich der Doctor ins Zimmer. „Wie geht es mit unsrer Patientin?“ fragte er, indem er der Mutter die Hand küßte.

„Sie befinden sich nicht wohl, Madam?“ fuhr ich fort zu fragen.

„Um Verzeihung“ — antwortete sie beklommen, — „meine Tochter“ —

Jetzt endlich blickte ich ernstlich nach dieser hin. Sie stand neben ihrem Stickrahmen, auf der nemlichen Stelle, wo wir am Weihnachtsabende neben einander gesessen hatten. Aber ihr damals so hoch glühendes Gesicht war jetzt so blaß, und hatte einen solchen Ausdruck von Schmerz und Leiden, daß ich davor erschrak. Sie sah still vor sich nieder; doch schien es ihr nicht zu entgehn, daß ich sie unverwandt anstarrte. Eine schmerzliche, innere Bewegung verrieth sich in ihrem unruhigeren Athem und im Zurückdrücken einer Thräne.

„Sie denkt des Weihnachtabends!“ rief mein Gewissen mir zu, und eine schwere Last wälzte sich auf meine Brust. Die Kniee wollten mir zusammensinken. Wären wir allein gewesen:

ich wäre vor ihr hingestürzt, und hätte gestammelt: „Vergebung!“ — Ich wollte wenigstens zu ihr hingehen, um ihr die Hand zu reichen; aber die weite Kluft, die seit dem Osterfeste zwischen uns war, ließ mich nicht zu ihr. Ich drückte die schon ausgestreckte Hand gegen die Stirn; und mit einem halblauten: „Wehe mir!“ wankte ich, wie ein überführter Verbrecher, zur Thür hinaus.

Zwei Tage brachte ich höchst unmuthig und unentschlossen in meinem Zimmer zu. Endlich wollte ich durchaus sehen, ob Julie noch so blaß und betrübt sey. Ich faßte mir ein Herz, und ging hin. Nach zweimaligem, vergeblichem Klopfen an der Thür des Wohnzimmers, nöthigte mich das Dienstmädchen, hineinzugehn. Niemand war darin, doch hörte ich im Nebenzimmer lebhaft sprechen, ob ich gleich nichts davon verstand. Die Thür desselben war wieder halb offen, wie bei meinem ersten Besuch, und ich fand bald die Stelle, von wo aus ich wieder ein bewegliches Bild im Spiegel sehen konnte. Ich erblickte dießmal einen jungen Mann, der eben mit dem Aus-

druck der höchsten Rührung eine weibliche Hand küßte. Wem die Hand gehörte, konnte ich nicht sehen; allein ich zweifelte keinen Augenblick, daß es Juliens Hand sey. Eine unangenehme Empfindung, die mir noch gänzlich neu war, trieb mich fort von dem unerträglichen Anblick. „Glück zu!" murmelte ich zwischen den Zähnen, und ging nach der Thür, durch welche ich gekommen war. Ehe ich mich indessen entfernen konnte, trat Julie, durch mein Geräusch aufmerksam gemacht, ins Zimmer. Ein unverkennbares Erschrecken bei meinem Anblick färbte ihr Gesicht. „Ich will Sie nicht stören," sagte ich — „Sie befinden sich wohl; weiter wollte ich nichts wissen."

Jetzt trat die Mutter mit dem jungen Mann hinzu, an dem mir Alles, besonders die ungewöhnliche Höflichkeit, mit der er sich vor mir verbeugte, zuwider war. Die Mutter nannte mir seinen Namen nicht, und ich war zu stolz, danach zu fragen. Es war auffallend, wie wenig unbefangen die Mutter war. Sie sprach vom Wetter, vom Kriege, endlich gar von einem De=

linquenten; allein man sah, daß ihre Seele eigentlich mit etwas ganz Anderm beschäftigt war, daß sie etwas ganz Andres auf der Zunge hatte, was sie nur nicht über die Lippen bringen konnte. Ich wurde ungeduldig, und ging. Der junge Mann blieb.

Unaufhörlich fragte ich mich, wer er sey, und was er dort wolle, und ein höchst unangenehmes Gefühl nistete sich immer tiefer in meinem Herzen ein.

Am folgenden Tage, als ich über die Straße ging, sah ich die Wittwe und den jungen Mann zu einem Kaufmann gehen, der mit leinenen und baumwollenen Waaren handelte. Ohne mich zu bemerken, gingen sie ziemlich nahe an mir vorbei. Jetzt sah ich den jungen Mann zum ersten Male recht deutlich im Profil, und nun wußt' ich sogleich, daß ich sein Miniaturbild kürzlich bei einem Goldschmidt, der mein Schulfreund war, gesehen hatte. Augenblicklich eilt' ich zu diesem, und ich fand das Bild schon in ein Medaillon gefaßt. Mein Freund sagte mir, der junge Mann sey ein Apotheker, der sich erst seit

ein Paar Monaten etablirt, und außer dem Medaillon auch noch einen Ring von seinen Haaren und mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bestellt habe.

„Also ein verliebter Ritter!“ sprach ich mit innerm Grimme. „Hole der Teufel doch alle verliebte Narren!“

Mein Freund war ein Schelm, und sah mich einige Augenblicke starr an. Plötzlich sah er sich, bei einem kleinen Geräusch, erschrocken nach der Thür um, und sagte: „Dacht' ich doch wahrhaftig, er käme, um Dich beim Worte und beim Kragen zu nehmen!“

„Wer?“ fragte ich unbefangen.

„Der Teufel,“ war seine Antwort.

„Nun, auf mich soll ihm mein Fluch kein Recht geben,“ erwiederte ich halb empfindlich.

Und ganz trocken brummte der Schelm: „Darum kommt er auch wohl nicht.“

Ich lief fort. Ich wollte nichts, gar nichts weiter wissen. Dennoch ruhte ich nicht, bis meine alte Aufwärterin ausspionirt hatte, was Juliens Mutter mit dem Apotheker bei dem Kaufmanne

gemacht habe. Sie hatten gemeinschaftlich eine Menge Leinwand und Barchent erhandelt. Meine Alte bewies mir unwiderlegbar, es müsse zu Brautbetten seyn.

„Also gar schon Braut und Bräutigam!" rief ich mit Zähneknirschen, und fuhr mit der Faust gegen die Stirn. — „Und ich Narr konnte an Ostern noch fragen, ob man mich für frei erkläre!" — Nun wußt' ich auf einmal, warum man mich damals so ganz und gar nicht festhalten wollte. Indem ich jene Scene im Garten des Doctors, die meinen Stolz jetzt so empfindlich beleidigte, mir noch einmal recht lebhaft vergegenwärtigte, ward es mir plötzlich klar, daß der Blaurock, dem ich damals die Mutter abjagte, und den Julie, gleichsam zur Hülfe gegen mich, herbeirief, Niemand anders gewesen war, als der Apotheker. Mit bitterm Lachen brach ich in die Worte aus: „Also diese kriechende, fatale Apothekerfigur hatte sich die spröde Julie schon in Zeiten erkohren!" — Ich hatte geglaubt, allein zu seyn; doch die Alte stand noch in der Thür, und fing an, allerlei zu Ehren der Apo-

theker zu sagen, und mir nicht undeutlich zu verstehen zu geben, daß der eben erwähnte wenigstens eine eben so hübsche Figur habe, als ich. — Sie hatte hierin vollkommen Recht, das mußte ich selbst gestehn, und das verdroß mich am Meisten. Ich entließ die Alte auf der Stelle ihres Dienstes, nur ihr alter, gichtbrüchiger Mann, so wenig er auch dazu taugte, sollte mir künftig aufwarten, weil ich kein Weib mehr um mich haben möchte, weil ihr ganzes Geschlecht mir zuwider sey, sagte ich ihr grade ins Gesicht.

„Nun, so ein Weiberfeind ist mir doch noch nicht vorgekommen!" brummte die Alte im Hinweggehen. Im Triumph über diesen halb eingebüßten, nun wieder errungenen Titel, warf ich ihr noch einen Thaler zu, und blickte freier, als ich seit langer Zeit gethan hatte, das Bild des seligen Bürgermeisters, meines Wohlthäters und Wegweisers auf der glorreichen Bahn der Weiberfeindschaft, an. Alle meine vorräthigen Thaler hätte ich darum gegeben, wenn ich Julien, von der ich nun wußte, daß sie mir recht sehr verhaßt war, meinen Triumph hätte können sehen lassen.

„Fast hätte mich ein Irrlicht auf einen gefahrvollen Abweg verleitet!" sagte ich zu mir selbst — „Dem Himmel sey Dank, daß ich mich wieder zurecht gefunden und meine Freiheit gerettet habe, durch eigne, früh errungene Weisheit und Kraft!" — Julien nie wieder zu sehen, war mein rascher, kräftiger Entschluß, der mich nicht einmal eine Ueberlegung, viel weniger einen Kampf kostete. Ich triumphirte immer lauter.

Unglücklicher Weise begegnete mir am folgenden Tage, da ich zum Thore hinausging, der Wagen des Doctors. Julie und ihre Mutter saßen darin. Gleich einer Bildsäule blieb ich stehen, und sah mit Schrecken, wie leichenblaß und kummervoll Juliens Gesicht war. Deutlich fühlte ich: das war kein Gesicht einer glücklichen Braut; und zum ersten Male fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, ob Julie den Apotheker auch wohl aus eigner, freier Wahl heirathen wolle, oder nicht. Von diesem Augenblick an hielt ich es für sündlich, sie noch länger zu has=

sen, und ich dachte nur noch mit Theilnahme an sie.

Nach ein paar Tagen sah ich sie wieder im Wagen des Doctors zum Thore hinausfahren. Ich wußte, daß der Doctor seinen Wagen nur an Kranke, die ihm vorzüglich wichtig waren, und des Fahrens als Kur bedurften, verborgte. Das bewies mir, daß Juliens Krankheit ernstlich war. Ich wußte vor Unruhe nicht, was ich beginnen sollte. Endlich lief ich zum Doctor unter dem nichtigen Vorwande eines eigenen Uebelbefindens, und fragte mit klopfendem Herzen nach Juliens Zustande.

Auffallend verfinsterte sich sein Blick bei meiner Frage, und er wurde einsilbiger, als gewöhnlich. Er meinte, sie leide an einer Art von schleichendem Fieber, das sie aufreiben müsse, wenn es nicht bald, wenn es nicht längstens bis Pfingsten zum Weichen gebracht werde.

Pfingsten war nahe. Ein Schauder überfiel mich bei dieser Erklärung. — Mir fiel ein, ob der Besuch eines Bades Julien nicht nütz-

lich seyn könne. Der Doctor meinte, das sey zweifelhaft und auch wohl zu kostbar.

„Zu kostbar?" unterbrach ich ihn mit Befremdung.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," antwortete der Doctor — „Die guten Leute haben jetzt freilich Einkünfte genug; nur ihre Grundsätze — — doch darüber habe ich kein Recht zu sprechen."

Wir wurden gestört, und ich ging, höchst unzufrieden über die Mutter, die ich durch meine Abtretung der Erbschaft nur geizig gemacht haben mußte, hinweg. Es wurde mir klar und immer klarer, Julie sey das unglückliche Opfer der Habsucht des Apothekers und des unverständigen Ueberredens der Mutter. Ich konnte nicht zweifeln, daß der Apotheker nur durch das von mir abgetretene Vermögen zu Julien hingelockt war. Mich selbst sah ich daher als das unselige Werkzeug zur frühern Zerstörung eines herrlichen Lebens an. Ich hatte Julien ins Unglück gestürzt! Ich mußte sie also auch zu retten suchen! Darüber war ich vollkommen mit mir einig. Nur das

Wie war mir eine Aufgabe, zu deren Lösung ich zwar schnell genug hundert Plane machte, aber auch eben so schnell wieder verwarf.

So überraschte mich der Morgen des ersten Pfingstfesttages. Es fiel mir schwer aufs Herz, daß der Doctor grade das Pfingstfest zum entscheidenden Termin genannt hatte. Es war für mich etwas Ominöses in den Kirchenfesten. Weihnachten und Ostern waren für mich schon so wichtig gewesen in Beziehung auf Julien. Heute, am Pfingstfeste, sollte ich ihr Todesurtheil hören!

Der Doctor sprach es aus, hart und finster, wie ein Höllenrichter. Das zerstörende Fieber war nicht gewichen, sondern war heftiger, als je. — Auf dem ganzen Wege zu dem Doctor glaubte ich, auf das Schlimmste gefaßt zu seyn; jetzt aber war ich so erschüttert, als ob ich mein eigenes Todesurtheil gehört hätte. „Ach!" rief ich mit hervorstürzenden Thränen — „warum haben Sie mir einmal das Leben gerettet? und warum retten Sie es Julien nicht?"

Mit immer finstrerem Blick erwiederte er: „Hier kann kein Arzt und keine Chinarinde hel=

fen! Juliens Körper wird vom Gemüth aus zerstört! Nur vom Gemüth aus hätte also auch die Heilung versucht werden können!"

„Also hab' ich recht geahnet!" fiel ich ihm rasch ins Wort — „Julie ist unglücklich! und ich gab leider die erste Veranlassung dazu!"

„Fühlen Sie das?" fuhr der Doctor auf, mit hell aufblitzendem Blick — „Aber wollen Sie das bloß fühlen, und nicht handeln?"

„Ich war immer verlegen um das Wie;" fiel ich ihm ins Wort — „jetzt auf einmal weiß ich, was ich zu thun habe."

Ich stürzte fort, ohne mich von den väterlich ausgestreckten Armen des Doctors aufhalten zu lassen, und ohne zu verstehn, was er mir noch nachrief. An jeder Minute, meinte ich, hinge Leben oder Tod: darum eilte ich, so sehr ich konnte, grade nach der Wohnung des Apothekers.

Er war nicht zu Hause, doch sollte er gleich zurückkommen. Ich wartete vergeblich einige unerträglich lange Minuten. Endlich konnte ich vor Ungeduld nicht länger bleiben, und ließ ihm folgende, im Fluge geschriebene Zeilen, in einem

versiegelten Zettel zurück: „Als freiwilliger Advocat Ihrer Braut beschwöre ich Sie, derselben ihr erzwungenes Wort zurückzugeben! Es muß geschehn, und zwar auf der Stelle, denn die Unglückliche ist sonst eine Beute des Todes! Ich nehme sie gegen Sie und gegen die Mutter in Schutz; und als Jurist werde ich Maaßregeln ergreifen, daß mit dem von mir abgetretenen Vermögen weiter kein Mißbrauch zu Gunsten einer solchen Heirathsspeculation getrieben werde.“

Kaum war ich nach Hause gekommen: so stürzte der Apotheker athemlos in mein Zimmer. Hitzig sprachen wir eine Menge Worte gegen einander, die Keiner verstand und begriff. Endlich stritten wir darum, wer von uns Beiden toll sey, ich oder er; und es wundert mich noch heute, daß wir nicht Einer dem Andern den Schädel einschlugen, um im Gehirne nachzusehen, wer Recht oder Unrecht habe. In der Verzweiflung stieß ich endlich einen Schwur aus, daß ich lieber alle mögliche juristische Teufelskünste aufbieten wolle, um das unglückliche Mädchen bettelarm zu machen, ehe ich zugäbe, daß die verwünschte Erbschaft die

Veranlassung zu einer erzwungnen Heirath für sie werde. Hier wurde der Apotheker ganz wie besessen, und schwur noch ärger, als ich, daß er auf Ausstattung und alle zeitliche Vortheile gern Verzicht thue, und daß sein Engel, auch bettelarm, lieber mit ihm Pillen drehen, als ohne ihn einen Scepter führen werde, denn sie liebten sich einander aufs Rasendste schon seit Jahr und Tag.

Da er sich das nicht wollte abstreiten lassen, sondern sich keck auf das Zeugniß von Juliens Mutter berief, welche alle Liebesbriefe gelesen habe, sagte ich kurz: „Kommen Sie hin! aber nur auf der Straße kein Wort, damit wir nicht zum Scandal werden!" Und so liefen wir stumm, doch nicht weniger erbittert, neben einander hin.

Wir traten ins Zimmer. Mutter und Tochter waren nicht wenig erstaunt, uns Beide kommen zu sehen. Ich wollte eine ruhige Einleitung machen, aber mit einem Zetergeschrei, das fast zum Geheul wurde, rief der Apotheker gleich die Mutter zum Zeugniß auf, daß sie ihm die Ausstattung fast aufgezwungen habe, und

daß er und seine liebe Braut einander aufs Entsetzlichste liebten. Er gab ihr meinen Zettel, und schrie ihr unsern gehabten Zank noch einmal vor, daß ich nicht zum Worte kommen konnte. Ich führte also Julien bei ihrer zitternden Hand nach dem andern Ende des Zimmers, und sagte zu ihr: „Ich weiß, daß Sie am Rande des Verderbens stehen, und da ich durch die fatale Erbschaft die unglückliche Veranlassung dazu gegeben habe: so halte ich es für Pflicht, Alles zu Ihrer Rettung zu versuchen, und ich biete Ihnen hiermit, als redlicher Freund, meine Hand.“ —

„Nein!“ unterbrach sie mich mit dem schmerzlichsten Tone — „nein, dieses Mitleid ist noch schrecklicher, als das ganze, grausame Spiel, das Sie seit dem Weihnachtsabend mit meinem Herzen getrieben haben!“

„Welch grausames Spiel?“ fragte ich betroffen, und hielt ihr meine Hand entgegen.

Sie schob meine Hand hinweg, und erwiederte: „Stille davon! Den Triumph will ich Ihnen lassen, ein unbewahrtes Herz zerrissen zu haben; aber Ihre Hand als ein Almosen anzu-

nehmen, bin ich, auch im Angesichte des Todes, noch zu stolz!"

Ich begriff sie nicht, und stotterte verlegen: „Wollen Sie denn den Apotheker lieber heirathen, als meine Hülfe annehmen?"

Da warf sie einen halb schmerzlichen, halb verachtenden Blick auf mich, und schluchzte: „Nein, solchen unwürdigen Hohn verdiene ich nicht!"

In diesem Augenblicke trat der Doctor ins Zimmer. Julie wankte ihm entgegen, ergriff ihn ängstlich bei der Hand, und zog ihn ins Nebenzimmer. Ich wußte nicht, ob ich nachfolgen, oder bleiben sollte.

Jetzt stellte sich mir die Mutter entgegen, und sprach mit ernstem, doch ruhigem Tone: „Ich habe die Erbschaft angenommen, weil Sie mich dazu zwangen; doch habe ich mir noch nicht erlaubt, einen Pfennig davon zu meinem und meiner Tochter Nutzen zu verwenden. Statt dessen machte ich mich anheischig, den Sohn unsers verarmten, verschwenderischen Vetters studiren zu lassen, und seiner Tochter eine an=

ständige Aussteuer zu geben. Daß sie diesen Herrn recht herzlich liebt, weiß ich aufs Zuverlässigste.“ —

„Ihre Cousine?“ fiel ich ihr ins Wort — „Die liebt den Herrn Apotheker? Warum will er denn nicht Die, sondern Ihre Tochter heirathen?“

Jetzt erhob der Apotheker ein neues Geschrei; auch die Mutter fing an, lebhafter zu sprechen; und ich hörte mit einem Erstaunen, wobei ich mich lächerlich genug ausnehmen mochte, daß ich lauter Lärm ohne Noth gemacht hatte, indem der Apotheker wirklich der Bräutigam der Cousine war, und sich es nie hatte einfallen lassen, Julien heirathen zu wollen. Ich ärgerte mich nicht wenig über mich selbst.

„Aber Juliens Gemüthskrankheit“ — fing ich endlich nachsinnend an — „der Doctor sprach doch selbst davon.“

„O spotten Sie nicht meines unglücklichen Kindes!“ brach die Mutter jetzt schmerzlich aus, und ging seufzend in das Nebenzimmer.

Während ich dem Apotheker die Hand zur Versöhnung reichte, trat der Doctor zu uns. „Wir haben uns heute Beide nicht verstanden,“ redete er mich an, „und ich glaube nun fast, Sie verstehen auch Julien und sich selbst nicht. Wenigstens kann ich mir nicht denken, daß Sie Julien durch das eben gehabte Gespräch so tief gekränkt haben würden, wenn Sie wüßten, wie sehr das gute Mädchen Sie vom Anfange Ihrer Bekanntschaft an liebt, und wie unglücklich sie durch diese Liebe ist!“

„Was sagen Sie?“ stammelte ich im höchsten Erstaunen — „Julie liebt mich?!“

„O, ich will Ihnen noch mehr sagen,“ fuhr der Doctor mit einem leise spottenden Lächeln fort, „Sie erwiedern Juliens Liebe, und zwar schon seit langer Zeit, und mit einer ungewöhnlichen Leidenschaftlichkeit!“

„Herr Doctor!“ unterbrach ich ihn — „meine Grundsätze“ —

„Still!“ sagte der Doctor, „machen Sie mich nicht zu lachen bei einer so ernsthaften Sache! Ja, ja, werden Sie nur roth und im=

mer röther, und schämen Sie sich endlich einmal Ihrer Thorheit! Julie und ihre Mutter würden aus Delicatesse ewig schweigen, und Julie würde schweigend sterben; aber ich will endlich reden und Ihnen sagen: Sie könnten höchst glücklich seyn und höchst glücklich machen, wenn Stolz und Unerfahrenheit Sie nicht verblendet, wenn eine Grille von falschverstandener Freiheit, und eine andocirte und anraisonirte, lächerliche Weiberfeindschaft Ihnen nicht im Kopfe gespukt hätte! Sie wollten frei seyn, Sie verschmähten deßwegen die schönsten Bande, welche die Natur uns bereitet hat; und Sie waren der traurige Sclave einer thörichten Grille, die Sie in schwere Fesseln schlug, und Sie und Julien unglücklich machte!"

Ich war erschüttert bis in die innerste Tiefe meiner Seele, und ergriff die Hand des Doctors, um rasch mit ihm ins Nebenzimmer zu Julien zu gehen. Aber er hielt mich zurück, und sagte: „Julie darf in diesem Augenblicke nicht noch mehr erschüttert werden; auch wird sie aus keiner augenblicklichen Ueberraschung Vortheil ziehen

wollen. Lassen Sie uns jetzt gehen, und prüfen Sie zu Hause ruhig, was ich Ihnen gesagt habe! Sind Sie dann zu der wahren Freiheit des Geistes gelangt, Ihre alten Grillen und Vorurtheile als Lächerlichkeiten von sich zu werfen, und zieht Ihr Herz Sie zu Julien hin: so kommen Sie diesen Nachmittag um vier Uhr in meinen Garten! Sie werden Julien da finden."

Wir gingen, und auf der Straße löste der Doctor mir noch manches Räthsel in Juliens und meinem Benehmen, um mich von unserer gegenseitigen Liebe zu überzeugen. Ich hörte Alles still nachdenkend an, und verarbeitete dann zu Hause bei verschlossenen Thüren in meinem Kopfe alle die neuen Ansichten. Immer weiter verfolgte ich den Blick, den der Doctor mich so unerwartet hatte in mein Herz thun lassen. Ich mußte aufs neue erröthen, und mir gestehen, daß ich Julien leidenschaftlich liebe. — Doch, dem Bildniß meines weiberfeindlichen Meisters gegenüber, legte ich in die andere Wagschale nun auch meine alten Grundsätze über die Weiber, meine Freiheitsliebe, meine früheren Gelübde.

Ich wog mit möglichster Besonnenheit; ich fühlte klar und tief, daß heute der Würfel geworfen werden mußte, der auf mein ganzes Leben über Glück oder Unglück entschied! Hingehn zum Doctor, oder nicht hingehn? das war die Frage! die große, wichtige Frage!

Und ich ging weder um vier, noch um fünf, noch um sechs, noch um zehn Uhr hin — sondern im Gegentheil, um zehn Uhr kam ich schon wieder zurück, und zwar als Juliens erklärter Bräutigam, denn — ungeduldig und irrig in der Zeit — war ich schon vor drei Uhr hinausgerannt, um in der nemlichen Laube, wo ich mich an Ostern, der Freiheit zu Ehren, zum Frevler an Juliens Herzen trank, auf den Knieen vor ihr meine Sünde abzubitten, meine vielfältigen Thorheiten zu bereuen, und im Gefühl überschwenglicher Liebe und Seligkeit auf immer Herz gegen Herz zu vertauschen.

Der Himmel erhörte mein heißes Flehen. Was eine hoffnungslose Liebe zu zerstören angefangen hatte, das stellte eine glückliche Liebe aufs Schönste wieder her. Julie erholte sich, wie

eine Blume, die aus einer fremden, dürren Wüste wieder auf den heimathlichen, fruchtbaren Boden versetzt wird. Ich wurde tausendmal glücklicher, als meine Thorheit es verdient hatte; und in den Fesseln, mit welchen die Liebe mich umwunden hält, hoffe ich, bis an mein Lebensende nur zu lachen über meine ehemalige, thörichte Freiheitsgrille und Weiberfeindschaft.

III.

Geschichte
vom
dünnen Veit.

Es war einmal ein Schneider, der wurde von Jung und Alt in der Stadt der dünne Veit genannt. Darüber ärgerte er sich, so oft er es hörte; und wo er es glaubte wagen zu dürfen, schalt er nicht wenig um sich herum, oder hieb auch mit seiner Elle auf den Tisch, so daß er im Zorn mehr denn eine zerbrach. Die ihn also nannten, hatten aber gar nicht Unrecht, denn Veit war wirklich sein Name, und dünn war er über die Maaßen, indem, nach der Versicherung

ernsthafter Leute, der Umfang seiner Lenden nicht mehr denn eine Spanne, und der Umfang seines Leibes, da wo der Magen sitzt, noch nicht völlig zwei Spannen betrug. Ja ein lustiger Gesell behauptete sogar von ihm, daß er einstmals, als er sehr eilig einen Zwirnfaden in ein Nadelöhr habe ziehen wollen, mit halbem Leibe selbst hineingefahren sey, ohne sich zu quetschen oder weh zu thun.

So dünn sein Leib aber auch war: so hatte doch ein sehr hochfahrendes Herz darin Raum. Er verliebte sich nicht nur fast in alle vornehme Frauen, deren Männer sich von ihm ein Kleid machen ließen, sondern er meinte auch, daß er gewiß zu etwas weit Höherem geboren sey, als zu einem Schneider, ohne daß er jedoch mit sich einig werden konnte, wozu. So oft er nun des Nachts träumte, daß er ein Burgemeister oder ein Edelmann geworden sey, mochte er einen ganzen Tag weder Scheere noch Nadel zur Hand nehmen; und hatte eine Edeldame ihn, bei Bezahlung einer Rechnung für ihren Gemahl, ein wenig freundlich angesehn, oder ihn gar mein lieber

Veit genannt: so war mehrere Tage lang gar kein Auskommen mit ihm. Da indessen in der Stadt eben kein geschickterer Schneider war, als er: so übersah man seine wunderlichen Launen, um nur aus seiner Werkstatt Arbeit zu bekommen; und so dünn und leicht er selbst war, so voll und schwer wurde sein Geldkasten nach und nach.

Je reicher er wurde, und je vornehmer er sich daher dünkte, desto verdrüßlicher war es ihm, daß man ihn nicht den reichen, oder den schönen, sondern immer noch den dünnen Veit nannte. All' sein Dickthun, indem er die weitesten Pluderhosen, und Weste über Weste anzog, half ihm nichts. Da fiel ihm ein, daß er sich einen Titel anschaffen müsse, um seinen Namen, nebst ehrenrührigem Beiwort, aus dem Munde der Leute zu bringen. Er lief sich daher, bei der ersten vorkommenden Gelegenheit, drei Wochen lang fast außer Athem, und ließ es sich nicht wenig kosten, um Viertelsmeister oder Schützenhauptmann zu werden. Doch die Kabale seiner neidischen Kollegen stand ihm zu hartnäckig im Wege; und die Welt war damals in ihrer Ver=

feinerung noch nicht so weit vorgerückt, daß er sich von einem fingerfixen Scribenten hätte unter seinem Namen eine Abhandlung über irgend einen Gegenstand der Schneiderei schreiben lassen können, um auf diesen Grund zum Magister oder geheimen Costum=Rath kreirt zu werden. Er konnte also keins von beiden werden.

Glücklicherweise aber war um selbige Zeit Graf Georg von Knebelbart, der alte Grundherr des Städtchens, nach dreißigjähriger Abwesenheit, in das alte Stammschloß seiner ritterlichen Ahnen zurückgekehrt. Nun triumphirte Veit im Stillen schon über alle seine Widersacher. Er erhielt sehr bald den Auftrag, für den Grafen und für dessen Dienerschaft mancherlei Kleidungsstücke zu machen; und er vollendete diese Arbeit mit einem solchen Aufwande von Kunstfertigkeit, daß er selbst über seine Geschicklichkeit in nicht geringes Staunen gerieth. Als er nun sah, daß der Graf ebenfalls mit ihm zufrieden war, meinte er, daß der rechte Zeitpunkt gekommen sey, um sein Ziel zu erreichen; und so faßte

er sich ein Herz, und flehte den Grafen gar demüthig um ein Titelchen an.

Der Graf sah eine Weile mit ernster Verwunderung auf ihn hinab. Endlich aber fing er an laut zu lachen, und im Hinweggehn sprach er: „Ich ernenne Dich hiermit zu meinem Narren. Geh' nur hin, und laß Dir eine Schellenkappe machen!“ Und indem der erschrockene Veit nun einen Fußfall vor ihm thun, und den Zipfel seines Rockes küssen wollte, gab ihm der Graf, halb unwillig, einen Stoß, der freilich an sich gelinde genug, aber für den dünnen, gar zu leichten Veit immer noch zu stark war, so daß derselbe rücklings hinpurzelte, in eine Lage, als ob er mit Händen und Füßen gen Himmel wollte. Ehe er sich besinnen und wieder aufwippen konnte, war der Graf zum Zimmer hinaus und die Audienz schon lange zu Ende.

Veit that drei Tage lang nichts, als die Großen der Erde verfluchen, und Pläne aussinnen, wie er den Grafen überfallen und ermorden wolle, als zu welchem Zwecke er sich seine größeste Scheere schleifen ließ. Und da er am Morgen

des vierten Tages sich diesem ruchlosen Gedanken eben aufs neue hingeben wollte: da öffnete sich seine Thür; und siehe, der Graf trat herein, recht als ob der Himmel selbst ihn der blutgierigen Rache des beleidigten Veit überliefern wolle. Dieser war jedoch durch die unverhoffte Ehre eines so vornehmen Besuchs dermaaßen überrascht, daß er seinen Mordplan für den Augenblick gänzlich vergaß, und sich vor Höflichkeit wie ein Kreisel drehte, wobei er mehr als einen Stuhl umwarf. Und als der Satanas endlich ihm den ruchlosen Vorsatz ins Gedächtniß zurück rief, und ihm ins Ohr blies, daß die allergünstigste Gelegenheit zur Ausführung desselben gekommen sey: überfiel ihn das entsetzlichste Zittern; und in gänzlicher Verwirrung seiner Sinne ergriff er, statt der geschärften Scheere, eine Nähnadel, stürzte damit vor dem Grafen auf die Kniee, und sprach mit stockender Stimme: „Ach, Höchstgeborenster Herr Graf! zertrümmern Sie das verfluchte Mord-Instrument, auf daß ich mich nicht damit versündige, denn der Satan bläst mir ins Ohr! — Oder — stechen Sie mich auch gleich damit todt,

damit nur meine unsterbliche Seele aus seinen Klauen gerettet wird!“

Er zwang dem Grafen die Nadel in die Hand. Doch Dieser erwiederte mit ruhigem Tone: „Wie sollte ich Euch todt stechen, Meister Veit! zumal mit dieser Nähnadel! Denn ob Ihr schon nur wenig Leben noch zu haben scheint, und sehr dünn seyd, so daß man Euch gar leicht durchbohren und vollends tödten könnte: so bin ich doch weit davon entfernt, mich einer solchen Waffe zu bedienen, und eine so unadelige That zu begehen!“

„Ach!“ jammerte Veit — „eben weil alle Welt mich dünn nennt, wünscht' ich ein Titelchen zu haben, und da hat mich Höchstdero Grausamkeit neulich rücklings auf den Boden und in die Klauen des Satans gestürzt!“

Da reichte der Graf, kopfschüttelnd, dem Schneider die Hand, half ihm in die Höhe, und sagte: „Habe ich Dich neulich zu Boden geworfen: so will ich Dich heute dafür aufheben. Auch sollst Du einen Titel haben, so bald Du zu mir kommst, und einen Auftrag von mir übernimmst, den ich

Dir geben wollte. Erhole Dich nur von dem Fieber, das Dich befallen hat, und eile dann zu mir auf mein Schloß!"

Nach diesen gnädiglichen Worten entfernte sich der Graf, ohne eine Gegenrede des Schneiders abzuwarten. Und dieser stand noch lange, und rieb sich die Augen, um wieder sehen zu lernen, denn es war ihm, als habe er abwechselnd in den glühenden Pfuhl der Hölle und in den Glanz des Himmels geschaut.

Der alte Graf aber war ein Herr von vielem Geld und Gut, auch gesundem Körperbau und adeligem Gemüth, der nur leider viele Jahre lang von einer bösen, herrschsüchtigen Frau, und seit dem Tode derselben von einer noch böseren Langeweile geplagt ward. Er hätte daher von der Zeit, die ihm immer zu lange währte, täglich gern ein paar Stunden zwischen Frühstück und Mittagessen, so wie zwischen Mittag- und Abendessen, um billigen Preis verkauft. Weil indessen ein solcher Handel nicht zu Stande zu bringen war: so hatten seine wirkliche Tochter Johanne und seine Pflegetochter Rosine, die Johannens

Milchschwester war, nicht wenig Noth, dem alten Herrn die böse Zeit vertreiben zu helfen. Und da sie alle Hülfsmittel hiezu erschöpft sahen, und mit eignem Witz keine neuen mehr zu erfinden wußten: so schafften sie eine Jede sich einen Freund an, der ihnen in der Stille neue Anschläge geben, auch nebenbei, wegen der eigenen Langeweile, die das tägliche Vertreiben der Langeweile ihnen machte, sie trösten mußte. Und zwar hatte Johanne einen jungen, ritterlichen Baron, mit Namen Lanzeck, und Rosine einen jungen, lustigen Maler, welcher Florian hieß, zu ihrem wirklichen Geheimen-Rathe ernannt. Und in ihren geheimen Conferenzen bezahlten sie jeden Vorschlag, je nachdem er mehr oder weniger werth war, prompt und baar, in Ermangelung anderer Münze, mit einem bis drei, auch wohl mit dreißig Küssen, ließen es sich auch oftmals auf eine freiwillige Zugabe gar nicht ankommen, ja sie zahlten sogar, aus Gutmüthigkeit oder Zerstreuung, mitunter aufs Freigebigste, wenn die Herren auch noch gar nichts verdient hatten.

Nun wollte es der Zufall, daß der alte Herr einmal, zu einer Stunde, in welcher er sich eigentlich die Zeit durch Schlafen vertreiben sollte, von einem Hagelschauer aufgeweckt, in das geheime Conferenzzimmer der jungen Leute trat, wo eben, abschläglich auf künftige gute Vorschläge, die schönsten Küsse ausgetheilt wurden. Weil er aber nicht errathen konnte, und man ihm zu sagen vergaß, wofür und zu welchem guten Zweck das geschah: so nahm er keinen Anstand, die beiden siebzehnjährigen Mädchen für unmündig zu erklären, ihnen dergleichen verschwenderische Zahlungen ohne seine Genehmigung für die Zukunft streng zu verbieten, und somit die ganze Session aus einander zu sprengen, ohne daß er jedoch erfuhr, wer eigentlich die zwei männlichen Beisitzer waren.

Nun war guter Rath vollends theuer geworden; und es war kein Wunder, daß die armen Mädchen, je schwieriger und seltener die nöthigen Berathschlagungen mit ihren geheimen Räthen geworden waren, nicht nur immer größere Zahlungen an Küssen zu leisten hatten, sondern auch gar

bald dahin gelangten, sich den genannten Herren mit Leib und Seele erb= und eigenthümlich aufs ganze Leben mit den heiligsten Schwüren zu versprechen.

Dieses Alles begab sich in der weit entlegenen Residenz des Königreichs, die der Graf für einen gefährlichen Boden hielt, seit er die jungen Mädchen beim Küssen überrascht hatte. Dieserhalb, und weil er jetzt mehr als jemals Langeweile hatte, entschloß er sich, künftig das alte Stammhaus seiner Ahnen zu bewohnen, um sich mit ein wenig Regieren die Zeit zu vertreiben; und er führte dieß so listig aus, daß die Mädchen an Ort und Stelle kamen, ohne von der Reise etwas vorher zu wissen und von ihren geheimen Räthen Abschied genommen zu haben, welches ihnen über die Maaßen grausam vorkam.

Damit nun die Mädchen für die Zukunft außer aller Verbindung mit ihren geheimen Räthen bleiben möchten, hatte der Graf seiner sämmtlichen Dienerschaft die Bestellung von Briefen ohne sein Wissen auf das Allerschärfste verboten. Auf diesem Wege war es daher schier unmöglich

geworden, den jetzigen Aufenthalt der Familie in der Residenz zu verrathen. Doch wollten die beiden entführten Mädchen sich hierüber gar nicht grämen, sondern lachten vielmehr im Stillen dazu.

Eine solche Trennung vorhersehend, hatte nemlich Florian seiner geliebten Rosine noch zur rechten Zeit aus seinem Taubenschlag eine schneeweiße Taube gegeben, und gesagt, wie dieselbe im Nothfall zu brauchen sey. Rosine hatte auf der ganzen Reise, ohne daß der Graf etwas davon erfuhr, den Käfig mit der Taube als ihren besten Schatz bewahrt, und jetzt band sie derselben, vorschriftmäßig, ein Zettelchen um den Hals, worauf der Name des eben bezogenen Schlosses geschrieben stand, und öffnete ihr hierauf das Fenster zur freien Rückkehr in die Heimath. Alsbald begann die Taube ihre Flügel lustig zu schwingen, und schwebte, begleitet von tausend Liebkosungen und Wünschen und Seufzern, in die blaue Ferne hinaus. Sie gelangte schnell und wohlbehalten, als eine treue Botin der Liebe, an ihr Ziel. Und als Florian sie

erblickte, und ihr das Zettelchen abnahm, erdrückte er sie fast mit seinen Liebkosungen, und ward vor lauter Lust beinahe zum Heiden, indem er die alte Zeit, welche die Taube zur Gefährtin der Göttin der Liebe erhob, auf eine schier unchristliche Weise zu rühmen begann.

Nicht lange, so zogen Lanzeck und Florian — Jener unter dem Namen eines Augsburgischen, und Dieser unter dem Namen eines Nürnbergischen Kaufmanns — in dem Städtchen des Grafen ein; und da sie möglichst unbekannt zu bleiben wünschten: so sahen sie sich nach einer Wohnung um, wo keine Hausfrau sie beobachten und beschwatzen möchte. Auf solche Art fügte es sich, daß sie in das Haus des Schneiders zogen, der auch wirklich mit sich selbst viel zu ernsthaft beschäftigt war, als daß er sich sehr um sie hätte bekümmern können.

Der Graf aber war von einem seiner Diener, welcher, um schnöden Gewinns willen, den heimlichen Kundschafter machte, von der Ankunft zweier verdächtiger Fremden benachrichtigt worden. Weil indessen der Verräther die geheimen

Räthe der jungen Mädchen in der Residenz nie, und der Graf sie mit seinen blöden Augen und noch dazu im Zwielicht, nur ein einziges Mal auf wenig Augenblicke gesehen hatte: so war es schwer, zu entscheiden, ob jene Kaufleute die beiden Verbannten wären oder nicht. Um nun hierüber, wo möglich, zur Gewißheit zu kommen, hatte der Graf sich in eigner Person zu dem Schneider begeben, aber dermalen noch nichts erfahren können, weil Dieser, im Kampf der widerstrebendsten, blutgierigen und ehrerbietigen Empfindungen, sich von seinem Gewissen dermaaßen mußte beißen lassen, daß nichts mit ihm anzufangen war.

Allmählich beruhigte sich das bewegte Gemüth des dünnen Veit, und er erinnerte sich, daß der Graf versprochen hatte, ihm einen Titel zu geben. Da verschwand alle Mordlust aus seiner Seele; der Graf erschien ihm weiser, als ein Sokrates, vornehmer, als ein römischer Kaiser, frömmer, als ein Kirchenheiliger, und gerechter, als irgend ein Priester der Gerechtigkeit selbst. Er eilte daher am nächsten Morgen, nicht nur

mit sorgfältigst ausgebürsteten Kleidungsstücken, sondern auch mit einem Herzen voll der devotesten Huldigung, aufs Schloß.

Er gelangte sehr bald zu einer geheimen Audienz, und er fühlte sich überschwenglich geehrt durch den vertraulichen Auftrag des Grafen und durch die Theilung eines Geheimnisses mit ihm. Jedes, auch das unbedeutendste Wort sog er in seine Ohren, wie ein Verschmachteter den köstlichsten Labetrank; er machte die allerpfiffigsten Mienen, die ihm nur immer zu Gebote standen, um seine Fähigkeit zum Auskundschaften und Ueberlisten zu zeigen; und seine dünne, zerbrechliche Gestalt, unaufhörlich hin und her zuckend vor Höflichkeit und Dienstfertigkeit, war durch des Grafen leutselige Abwehrungen so wenig zur Ruhe zu bringen, als ein Quecksilberkügelchen, das man auf einer glatten Tafel mit dem Finger festhalten will.

Endlich war Alles wegen der beiden Fremden besprochen. Nun unterwand sich Veit, den Grafen auch an den versprochenen Titel zu erinnern. Der Graf warf sich ein wenig in die Brust, und

ließ dem Supplikanten die Wahl, ob er zum hochgräflichen Hofschneider oder Garderobenmeister ernannt seyn wolle. Veit war aber von einer so unersättlichen Ehrbegier, daß er um gnädige Verleihung beider Titel flehte, und zwar mittelst Ausfertigung einer schriftlichen Urkunde, beglaubigt durch Siegel und eigenhändige Namensunterzeichnung des Grafen. Und Dieser war dann auch gnädig genug, alles Erbetene zu versprechen, jedoch mit der unerläßlichen Einschränkung, daß die öffentliche Ernennung und die Ausfertigung der Urkunde nicht eher vor sich gehen solle, als bis Veit, durch gescheite Ausführung des erhaltenen Auftrags, sich so ungewöhnlicher Gnadenbezeugungen auch werth gemacht habe.

Glückselig, wie er seit vielen Jahren nicht gewesen war, wand sich der dankbare Schneider zum Audienzzimmer hinaus, und flog halb und stolperte halb den steilen Schloßberg hinab, um die versprochenen ehrenvollen Titel vollends zu verdienen.

Wie der schelmische Veit seit jener Stunde die beiden Fremden in seinem Hause belauert und umschlichen; wie er ihnen geschmeichelt, um ihr Vertrauen zu gewinnen und sie auszuhorchen; und wie vieler, zum Theil seltsamer Mittel er sich bedient, um sie zu überlisten, und ihrem wahren Namen, Stand und heimlichem Treiben und Thun auf die Spur zu kommen — dieß Alles zu erzählen, würde viel zu weitläuftig seyn. Auch war sein eifrigstes Bestreben lange genug fast von gar keinem Erfolg gekrönt, indem jene Beiden überhaupt sehr auf ihrer Hut waren, um sich nicht zu verrathen, und namentlich Lanzeck durch einen, ihm sehr zu Gebote stehenden, gebieterischen Ernst den leicht verschüchterten Schneider von seiner Person zurückzuschrecken verstand, Florian hingegen, wenn er bei Lust und Laune dazu war, Denselben auf so vielfache Weise zum Besten hatte und äffte, daß der arme Schelm nicht selten aus dem Belagerer zum Belagerten ward, und den Weg zu seinem Ziele mit nicht wenig Dornen besetzt fand.

Er mußte endlich — wie vor und nach ihm wohl mancher Andere — ehe er zu öffentlichen Ehren gelangen konnte, in der Stille zum halben Spitzbuben werden, das heißt: mit Hülfe von Nachschlüsseln und andern Diebes-Instrumenten die Stuben und Kammern und Schränke der Fremden durchsuchen, wenn sie abwesend waren. Er that es anfangs mit großer Angst und ohne alles Glück, doch nach und nach mit immer größerer Dreistigkeit und erwünschtem Erfolg.

So fand er eines Tages das halb vollendete Bildniß eines schönen Frauenzimmers, welches mit frohem Lächeln einer Taube ein Zettelchen an den Hals band. Kaum hörte der Graf von dieser Entdeckung: so vermuthete er, daß es Johannens oder Rosinens Konterfei seyn werde. Er veranstaltete es daher augenblicklich, daß Beide in den Garten gehen mußten, wo Veit sie, aus dem Zimmer des Grafen, gut beobachten konnte. Mit allem Gaffen konnte aber Veit zu keiner bestimmten Entscheidung kommen, besonders deßwegen, weil er, als ein Schneider, die Kleidung, sowohl an wirklichen als gemalten

Menschen, für das Hauptstück der ganzen Person hielt, und also in der Regel zuerst und am Schärfsten ins Auge faßte. Da nun das Bildniß ein ganz einfaches, idealisches Gewand zeigte, Johanne und Rosine aber in gar stattlichen Kleidern nach damaliger Mode einhergingen: so verlangte er, ihre ganze übrige Garderobe zu untersuchen, um zu sehen, ob sich ein so fremdartiges Gewand darunter befinde oder nicht. Erst nach einer umständlichen Lection, welche ihm der Graf über den Satz gab, daß es bei einem Bildniß mehr aufs Gesicht, als auf den Anzug ankomme, stand er von jenem Verlangen ab. Er betrachtete nun die blühenden Gesichter der Mädchen mit besonderer Aufmerksamkeit. Allein je länger er dieß that, desto confuser wurde er in seinem Urtheil. Er wußte nicht im mindesten mehr, wie das Bildniß ausgesehen habe.

Darüber wurde aber der Graf schier zornig, so daß er seinen künftigen Hofschneider und Garderobenmeister einen Maulaffen schalt, und mit der Weisung, ein anderesmal die Augen besser aufzuthun, fortschickte.

Mit hart gekränktem Herzen und mit zitternden Knieen schwankte der arme Schneider von dannen, denn seine ganze Titulatur=Ehre stand auf dem Spiel. Er kam nach Hause, und wartete mit Ungeduld auf den Augenblick, da die Fremden ausgehen würden. Kaum war dieß geschehen: so eilte er in ihre Zimmer, mit einer Verwegenheit, die ihn alle Gefahr einer Ueberraschung vergessen ließ. Das Bild war alsbald gefunden, und dießmal noch mehrere andere, die er aber näher zu besehen, sich gar nicht die Zeit nahm. Nun wußte er aber, daß er dem Grafen nicht zum zweitenmale einen ungewissen und unvollständigen Bericht abstatten dürfe; er nahm also das Bild, wie sein Eigenthum, schloß alle Thüren hinter sich zu, und lief, im Schutze der Dunkelheit des Abends, mit seiner Beute aufs Schloß.

Beim ersten Blick, den der Graf auf das Bild warf, rief er aus: „Das ist Rosine, die gottlose Dirne!" und dann bezeigte er dem Schneider seine Zufriedenheit über die Vervollständigung dieser Entdeckung.

Jetzt war der glückliche Augenblick gekommen, wo Dieser auf sein Verdienst pochen, und den verheißenen Lohn dafür einfodern konnte. Er säumte nicht, dieß zu thun, nach der Lehre des alten Sprüchworts, daß man das Eisen schmieden müsse, so lange es warm ist. Der Graf mochte wollen oder nicht: er mußte auf der Stelle einen Schreiber kommen lassen, dem er den Auftrag gab, sogleich eine Urkunde darüber aufzusetzen, daß der Schneider Veit, wegen seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit und anderweitiger Meriten, zum hochgräflichen Hofschneider und Garderobenmeister ernannt werde. Das hochgräfliche große Siegel ward aufgedrückt; der Schreiber trat ab; der Graf malte, unter mürrischem Seufzen, wie es bei solcher Arbeit seine Gewohnheit war, seinen Namen neben das Siegel; und der überselige Veit drückte die feurigsten Küsse auf den Rockzipfel seines gnädigen Herrn, um seinen dankbaren Gefühlen Luft zu machen.

Diese gingen indessen in wahre Todesangst über, als er hörte, daß der Graf das Bild bei

sich behalten, und damit, nach Maaßgabe seines Zorns, weiter verfahren wolle. Er schwur, daß dieses sein Tod seyn werde, weil die Fremden den Raub sogleich entdecken, und blutige Rache an ihm nehmen würden. Vergeblich versicherte der Graf, daß er die Fremden des Landes verweisen, daß er sie ins Gefängniß werfen, vielleicht gar hängen lassen werde. Veit hatte auf Alles eine Antwort. Er behauptete, die Bösewichter würden sich über die Grenze zurückschleichen, sie würden ihre Gefängnißketten zersprengen, und vom Galgen wenigstens als Gespenster herunterkommen, um ihm das Lebenslicht auszublasen; und zwar, was das Aergste wäre: gerade jetzt, wo ihm das Leben, durch die eben erhaltenen Würden, erst lieb geworden sey!

Höchst unwillig sagte hierauf der Graf: „Ei, Du dünner Hasenfuß, hätte ich früher gewußt, daß Du eine solche erbärmliche Memme bist: ich hätte Dich nimmermehr zu meinem Hofschneider und Garderobenmeister ernannt!“ Und nach diesen zermalmenden Worten schob er Denselben sammt dem Bilde zur Thür hinaus.

Zunächst wendete sich nun der Zorn des Grafen gegen Rosinen, denn er rechnete es ihr als ein Hauptverbrechen an, daß sie sich hinter seinem Rücken für ihren heimlichen Liebhaber habe malen lassen. Da er indessen Zeit dazu brauchte, sich auf ein Verhör mit ihr vorzubereiten, und eine verhältnißmäßige Strafe für sie auszusinnen: so mochte er sie fürs erste gar nicht sehen und sprechen, sondern verfügte nur, daß sie sich, von Johannen hinweg, auf ein entlegenes, schlechtes Zimmer begeben mußte. Dabei erhielt der schon erwähnte, verrätherische Diener den Auftrag, genau Acht zu geben, daß Niemand zu ihr gehe, noch weniger die Arrestantin ihr Gefängniß verlasse.

Johanne wollte zu ihrem Vater eilen, um ihn zu bitten, ihrer schwesterlichen Freundin nicht solche Schmach anzuthun. Auch lag ihr sehr daran, möglichst bald auszuforschen, von woher der plötzliche Sturm gekommen sey. Aber sie wurde im Vorzimmer zurückgewiesen, denn der Graf wollte auch sie für jetzt nicht sehn.

Das Alles war das Werk des dienstfertigen Schneiders, der jedoch während dessen auch nicht auf Rosen lag.

Die geschriebenen Ehrentitel zwar in der Tasche, aber die ausgestoßenen Schimpfreden des Grafen in den Ohren, und den gefährlichen Raub in den Händen, stolperte er schon den Schloßberg sehr unruhigen Gemüths hinab. Je näher er seinem Hause kam, desto größer wurde seine Furcht, daß die Fremden schon vor ihm zurückgekehrt seyn und das Bild vermißt haben könnten. Sein Herzklopfen nahm zu, weil er bald hier, bald da, und bald dort Leute erblickte, die Alle wie seine Fremden aussahen. Doch als er vollends auf einmal: „Ein Dieb! Ein Dieb! haltet den Dieb auf!“ schreien hörte, war er um alle Fassung gebracht. Er fing an zu laufen, und lief bei seinem Hause vorbei, ohne es zu sehen; und hörte nicht auf zu laufen, bis er ein paar Rathsdienern in die Arme lief, die ihn festhielten, und als einen gefangenen Dieb, trotz alles seines Sträubens, in die Wohnung des Burgemeisters schleppten, der nicht einmal zu Hause war. Da

sank er, mehr todt als lebendig vor Athemlosigkeit, Angst und beleidigtem Ehrgefühl, auf eine harte Bank, und verfluchte mit tausend heimlichen Seufzern seine That, und mit den trostlosesten Worten sein Geschick.

Als die Gerichtsdiener in ihm den dünnen Veit erkannten, wurden sie freilich stutzig wegen ihres Fanges, und als endlich der Taschendieb, welchem das Geschrei auf der Gasse eigentlich gegolten hatte, von dem Bestohlenen selbst eingebracht ward, erklärten alle Anwesende den Schneider für unschuldig. Dessen ungeachtet wollte man ihn noch nicht in Freiheit setzen, weil über jeden Eingefangenen, er möge schuldig oder unschuldig seyn, von dem Herrn Burgemeister entschieden werden müsse. Und dieser Vorsicht blieb man stundenlang treu, bis Veit endlich so klug war, mit allem Gelde, was er bei sich hatte, das Gewissen der braven Leute, über eine Ausnahme von der Regel, zu beruhigen.

Unterdessen war Florian nach Hause gekommen, und hatte, als er vor dem Schlafengehen noch einmal das Bild seiner geliebten Rosine

betrachten wollte, dasselbe vermißt. Nach vergeblichem Suchen durchlärmte er das ganze Haus und die Nachbarschaft, bis sich endlich die Nachricht verbreitete, daß sein Hauswirth als Dieb gefangen sitze. Sogleich eilte er, ob es gleich schon tief in der Nacht war, nach dem Hause des Burgemeisters, und traf dort ein, als Veit sich eben losgekauft hatte, und von dannen gehen wollte.

„Verdammter Spitzbube!“ rief Florian — „aus meinem verschlossenen Schranke stiehlst Du mir mein bestes Bild?“ Er riß es dem Erschrockenen aus den Händen; er befahl den Gerichtsdienern, daß sie auf der Stelle die Taschen des Spitzbuben durchsuchen sollten. Es geschah; und sie fanden an einem Bande einen Schlüssel und zwei Dietriche. Da stürzte der ertappte Veit ganz vernichtet zusammen, und stammelte einen hohen Schwur, daß er kein Dieb sey, und daß Gott und der hochgeborne Herr Graf seine Unschuld kennten. Doch Florian bestand darauf, daß man den armen Schelm als einen Dieb festhalten solle; die Gerichtsdiener wurden

aufs neue gewissenhaft; und vergeblich flehte Veit hinter dem forteilenden Florian her.

Der Burgemeister kam erst gegen Morgen nach Hause, und zwar mit schwerem Haupte, weil er der Gottesgaben, und besonders des Weines, gar viel genossen hatte. Da er nun nach so großer Anstrengung jedesmal einer langen Ruhe bedurfte: so benahmen die Gerichtsdiener dem Veit alle Hoffnung, daß er vor Mittag zu einem Verhör gelangen werde. Die Verzweiflung des Unglücklichen stieg mit jeder Stunde. Vergeblich suchte er es geltend zu machen, daß er hochgräflicher Hofschneider und Garderobenmeister sey. Er zog die schriftliche Urkunde hervor; und Jeder der Anwesenden las sie, und besah das große Siegel mit Erstaunen. Dennoch wollte Niemand den Rath wagen, daß man den Burgemeister wecke, oder beim endlichen Frühstück störe.

Als nun der Morgen gekommen war, strömten immer mehr Neugierige hinzu, um den dünnen Veit im Stande seiner Erniedrigung zu sehen; denn die Gerichtsdiener öffneten Jedem die Thür, wer ihnen einen ganzen, oder auch — da der

Gefangene, nach manches Geizigen Meinung, gar zu leicht war — nur einen halben Kreuzer gab. Die gräfliche Urkunde konnte Jeder noch obenein lesen; und das Staunen und der Neid, was sich hierbei auf den meisten Gesichtern ausdrückte, war der einzige Trost, den Veit in seiner Verzweiflung genoß. Unglücklicher Weise kam er aber dahinter, daß die Gerichtsdiener ihn um Geld sehen ließen, und zwar um einen geringeren Preis, als man den elendesten Affen zu sehen bekam. Dieß setzte ihn in eine solche Wuth, daß er mit den Zähnen knirschte, seine Fäuste ballte, und die sämmtlichen Anwesenden mit dem ersten dem besten Stock zu Thür und Fenster hinausgetrieben haben würde, falls er zu einem so kecken Streiche nur irgend den nöthigen Muth hätte auftreiben können. In dieser seiner höchsten Noth ward sein Verstand plötzlich von dem allerglücklichsten Einfall erleuchtet. Er zog einen armen Schlucker, welcher sich ohne Einlaßgeld eingeschlichen hatte, in eine Ecke, und versprach demselben, unter Vergießung unzähliger Thränen, einen blanken Gulden, wenn er sogleich aufs

Schloß eilen, und dem Grafen erzählen wolle, daß sein neuer Hofschneider und Garderobenmeister, eines angeblichen Gemäldediebstahls halber, in der schmählichsten Gefangenschaft sitze.

Der verheißene Gulden spornte den Boten; er drang in das Vorzimmer des Grafen, und entledigte sich des erhaltenen Auftrags; und ehe eine halbe Stunde vergangen war, erschien ein Diener des Grafen im Hause des Burgemeisters, und überbrachte den Befehl seines Herrn, daß Veit augenblicklich in Freiheit zu setzen und nicht mehr als ein Dieb zu behandeln, dagegen der Ankläger desselben sogleich des Landes zu verweisen sey.

Je größer das Aufsehen war, welches diese Botschaft machte, desto herrlicher war Veits Triumph. Er schritt, wie ein vergötterter Held, an der Seite des gräflichen Dieners, aus seinem Gefängnisse hinaus.

Sobald Florian von dieser unerwarteten Wendung der Dinge unterrichtet war, griff er nach seiner Reitpeitsche, um, wie er versicherte, mit einem einzigen Schlage den dünnen Veit mitten von einander, und sonach in zwei Stücke,

zu hauen. Veit aber war schon wieder fortgerannt, weil er, im Freudentaumel über seine plötzliche Befreiung, beim Hinweggehen aus dem Gefängnisse vergessen hatte, seinen Ehrenpanzer, das hochgräfliche Titel-Diplom, wieder in seine Tasche zu stecken und mit sich zu nehmen. Da also Florian seinen Delinquenten nicht finden konnte, warf er die Reitpeitsche in einen Winkel, legte sein Sonntagskleid an, und eilte auf das Schloß, um gegen seine Verbannung zu protestiren.

Mit wahrer Kriegslist überrumpelte er den Grafen; und eben so unerschrocken als listig hörte er die zornige Rede des Grafen ruhig und schweigend an, und als sie geendigt war, verneigte er sich nochmals höflich, und ließ sich dann also vernehmen:

„Gnädigster Herr! Wohl habt Ihr Ursach, zu zürnen, ja Euer Zorn sollte, meines Bedünkens, noch viel heftiger seyn, als Ihr ihn eben gezeigt habt; nur müßte er nicht gegen mich, den eifrigsten Verehrer Eures glorreichen Hauses, und gegen die schöne Jungfrau, deren Konterfei

mir entwendet wurde, sondern gegen den spitzbübischen Feind Eurer Ruhe und Eures Vergnügens gerichtet seyn. Heißt die schöne Jungfrau Rosine oder Johanne? ich weiß es nicht; ist sie Eure oder des Großmoguls Tochter? ich weiß es eben so wenig; hat sie Liebesverständnisse oder hat sie keine? es kümmert mich nicht; ist sie im Grunde ihres Herzens ein unschuldiger oder ein gefallener Engel? ich mag es nicht untersuchen; auch weiß ich nicht, ob sie jemals einem Maler gesessen hat, um sich abkonterfeien zu lassen. Ich weiß nur, daß sie mir, am Fest aller Heiligen, in der Kirche, schön wie ein Engel erschienen ist, und daß ich hierauf, einsam in meinem Stübchen, die schönen Formen und Züge mir ins Gedächtniß zurück rufend, ihr Bildniß gemalt habe, um mein Kunsttalent zu üben, und um Euch über kurz oder lang damit zu überraschen."

„Ei, Du arger Schalk!" unterbrach hier der Graf den listigen Redner — „Ich war doch auch am Fest aller Heiligen in der Kirche, aber ich habe die Taube nicht gesehen, mit welcher Du Rosinen gemalt; und meine Tochter Johan-

ne kniete ja dicht neben Rosinen, und ist wohl eben so schön, wie diese; wie kommt es, daß Du mich nicht durch das Bildniß Jener überraschen wolltest?"

Ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, entgegnete Florian: „Wohl habe auch ich keine Taube in der Kirche gesehen, aber sie ist das Sinnbild der Unschuld, und indem ich Rosinen mit diesem schmückte, schwur ich gleichsam auf ihre Unschuld einen heiligen Eid, welches auch beweisen muß, daß ich der unschuldigste von allen Malern und keinesweges ein Schalk bin. Und was Eure Tochter Johanne betrifft: so habe ich auch diese, ohne mich um ihren Namen zu bekümmern, längst als heilige Cäcilia gemalt; und hätte der dünne Veit mir dieses Bildniß eben so gut entwenden können, als jenes."

Diese Aussage war vollkommen wahr, denn Florian hatte dieses Bild schon längst für seinen Freund Lanzeck gemalt; seine Versichrung brachte aber ganz die entgegen gesetzte Wirkung hervor, als die von ihm beabsichtigt war. Der Graf nem=

lich, welcher sich durchaus noch nicht wollte ausreden lassen, daß Rosine dem Maler wirklich gesessen habe, gerieth aufs neue in den heftigsten Zorn, als er auch von einem Bilde Johannens hörte, und hierdurch die Bestätigung seines wichtigsten Verdachts erhielt. Florian ärgerte sich nicht wenig, daß er in die Falle gegangen, und durch das Geschwätz von der heiligen Cäcilia seinen Prozeß selber verschlimmert hatte. Gewinn oder Verlust stand jetzt auf dem Spiel. Er durfte sich nicht mehr in die Enge treiben lassen. Schnell gefaßt, und kecken Muthes, nahm er daher wieder also das Wort:

„Scheltet so hart nicht die jungen Damen, denn Ihr müßt sonst Euch selbst eben so hart schelten! Ihre Verdammniß muß auch die Eurige seyn! Wollt Ihr sie zur lebenslänglichen Gefangenschaft verurtheilen: so könnt auch Ihr, ohne Ungerechtigkeit, nicht frei bleiben! denn wisset: ich bin ein Künstler, und ich habe auch Euer Bildniß gemalt! Und nun, gestrenger Herr Graf, brecht den Stab über Euch, daß Ihr

mir gesessen, und in eine sträfliche Liebesgeschichte verwickelt seyd!"

Da starrte der Graf mit ganz verblüffter Miene den Hexenmeister von Maler an, und verstummte auf einige Augenblicke ganz und gar. Florian stand da, als ob er einen Orakelspruch gesagt hätte, wiewohl es nur eine Nothlüge gewesen war.

Endlich fand der Graf wieder ein Wort. „Ei!" sprach er — „Was für einen Heiligen stelle ich denn vor?"

Das wußte Florian selbst noch nicht; er that, als ob er es nur den Grafen noch nicht wolle wissen lassen, um ihn desto besser zu überraschen. Und so gelang es ihm, wenigstens für den Augenblick ein entscheidendes Urtheil des Grafen noch zurück zu halten.

Sobald Florian das gräfliche Schloß im Rücken hatte, mußte er laut auflachen über die seltsame Lage, in welche er sich versetzt hatte, indem er ein Bild des Grafen holen sollte, ohne zu wissen woher. „Im schlimmsten Falle," dachte er — „gehe ich, wie der erste Urtheils-

spruch lautet, in die Verbannung. Die Grenze ist nicht viel weiter von dem Schlosse entfernt, als des Schneiders Haus, und also will die Verbannung eben nicht viel bedeuten." Er pries im Herzen den lieben Gott, daß er die Reiche mancher großer Tyrannen nur in Sedezformat, ja in noch viel kleinerem, erschaffen habe.

Doch nicht ausreichend mit diesem Troste zur Freisprechung Johannens und Rosinens, mußte er ernstlich darauf denken, durch Bestätigung seiner Aussage das Vertrauen des Grafen zu gewinnen. Er entschloß sich daher, in irgend eines seiner vorräthigen Bilder das Gesicht des Grafen hinein zu malen. Auf diese Weise konnte er am Schnellsten los kommen; denn der Graf war von der Natur schon mit einem höchst seltsam geformten Gesicht begabt, und er selbst hatte, durch fleißigen Verkehr mit Burgunderflaschen, demselben ein so blühendes und glühendes Kolorit verschafft, daß das Auffallende desselben dadurch noch ungemein gesteigert war. Es hatte also keine Schwierigkeit, es aus dem Kopfe auf eine vollkommen ähnliche Weise zu malen. Nur konnte

Florian nicht mit sich einig werden, welches von seinen Bildern er hierzu aufopfern solle.

Da rief ihm Lanzeck endlich zu: „Ei, wie magst Du so unentschlossen seyn, Florian? Heißt der Graf nicht Georg von Knebelbart, und hast Du da nicht einen gemalten heiligen Georg, welcher den Lindwurm ersticht?"

Florian sprang hoch auf vor Freude über diesen Einfall, und so lieb er auch bisher seinen heiligen Georg gehabt hatte: so schonte er selbigen doch keinesweges, sondern malte ihm, an die Stelle seines zeitherigen schönen Heldengesichts, mit lustigem Pinsel die Fratze des Grafen unter den drohenden Helm. Und um die Thorheit bis zur äußersten Spitze zu treiben, beehrte er den blanken Schild des heiligen Ritters noch mit dem Wapen der Grafen von Knebelbart.

Kaum daß die Oelfarben nothdürftig getrocknet waren: so eilte er mit dem Bilde auf das Schloß. Der Graf war überrascht durch den Anblick seines Konterfei's, fühlte sich auch, wie es schien, nicht wenig geschmeichelt, durch die ritterliche Positur und Handlung, in welcher er auf

der Leinwand zu erblicken war, und betrachtete das Bild mit sichtlichem Wohlgefallen; nur fand er es sehr tadelnswerth, daß die Hauptfigur seines hochgräflichen Wapens, ein aufrechtstehender Haase, nicht in ein goldenes, sondern bloß in ein gelbes Feld gestellt war. „Schämet Euch," sagte er — „daß Ihr, als ein so kunsterfahrner Mann, solchen groben Fehler gegen die Heraldik begangen habt! Sucht ihn sofort zu verbessern: dann sollt Ihr mit dem Bilde mir sehr willkommen seyn!" — Und mit diesen Worten überreichte er dem schelmischen Florian, welcher gar andächtiglich zuhörte, eine Rolle mit Goldstücken, damit das Wapen recht reich und prächtig ausstaffirt werden könne. Florian aber, so lächerlich der Auftrag und so erwünscht ihm auch die erhaltene Summe war, dachte nur darauf, wie er diese Gelegenheit benutzen möchte, seinen Freund mit ins Spiel zu ziehen, und erwiederte also, daß er selbst sich aufs Vergolden und auf die Heraldik gar nicht verstehe, daß man daher seinen Freund, der hierin ungemeine Kenntnisse habe, nur leider selten geneigt dazu sey, für diese Arbeit zu gewin=

nen suchen müsse. Auf diese Art leitete er es ein, daß der Graf auch Jenen zu sprechen wünschte, und daß sie also Beide Gelegenheit bekamen, festen Fuß im Schlosse zu fassen.

Ob nun gleich Lanzeck sich keinesweges auf das Vergolden verstand: so hatte er doch genaue Kenntniß von den meisten gräflichen und freiherrlichen Wapen, indem er ja selbst ein Freiherr war, und einen Stammbaum besaß, mit den ältesten und glorreichsten Wapen geschmückt. Der Graf fand daher großes Behagen an der Unterhaltung mit ihm, und konnte sich nicht genug wundern, daß ein Kaufmann so viele und schwere, adelige Wissenschaft in seinem Kopfe beherberge. — Die beiden Freunde, welche kaum noch des Landes hatten verwiesen werden sollen, gewannen daher die Gunst des Grafen sehr schnell in einem hohen Grade, und Johanne und Rosine kamen aus allem Verdacht eines geheimen Verkehrs mit diesen beiden Fremdlingen. Um so mehr mußten beide Liebespaare sich aber nun auch hüten, von ihren zärtlichen Einverständnissen etwas laut werden zu lassen.

Als nun das Wapen vergoldet, und das Bild also, zur vollkommensten Befriedigung des Grafen, fertig war, mußte Lanzeck Diesem umständlich erzählen, wie der heilige Ritter Georg, zur Zeit des Kaisers Diocletianus, um eine Jungfrau von einem Drachen zu befreien, denselben fromm und tapfer mit seinem Speere durchbohrt habe. So sehr aber diese Geschichte auch den Grafen ergötzte: so versetzte sie ihn doch hinterher in eine Art von übler Laune, weil er meinte, er müsse nun auch wohl eine Art von ritterlicher That thun, um zu beweisen, daß er nicht bloß ein gemalter, sondern auch ein wirklicher ritterlicher Held sey.

Während dessen hatte sich der dünne Veit unvermerkt mit ins Zimmer geschlichen; und als er hörte, wie der Graf betrübt that, daß es keine Drachen mehr zu erstechen gebe, nahm plötzlich der unberufene Gast das Wort, und sagte mit keckem Tone: „So wahr ich Euro Hochgräflichen Gnaden unterthänigster Hofschneider und Garderobenmeister bin: es giebt der Drachen und Lindwürmer noch genug, welche den ehrsamen

Jungfrauen auflauern, und selbige zu verschlingen drohen! Wahrlich! hätte ich den Spieß des heiligen Georg gehabt: ich hätte noch gestern Abend einen im Schloßgarten erstochen!" Und indem er dieß sagte, warf er einen so feindselig-schielenden Blick auf Florian, daß Dieser über und über erröthete, und der Graf mit weiten Augen hinstarrte und fragte, wie solches gemeint sey.

Sofort erzählte der arglistige Schneider, daß er sich gestern Abend, um einem gottlosen Gesellen aufzulauern, zwischen den eisernen Stäben des Gitterthors am Schloßgarten mit Mühe und Lebensgefahr hindurchgedrängt, und auf diese Weise, in einer dunkeln Laube unter der Bank verborgen, besagten Gesellen, welcher sich auf die Bank gesetzt, beim Zitherspielen und Absingen verliebter Arien belauscht habe, und daß eine Dame dabei am Fenster erschienen sey, die gar holdselig geantwortet, bis sie endlich, wahrscheinlich von Jemandem gestört, das Fenster plötzlich zugeworfen habe.

Florians Finger zuckten während dieser Erzählung, wie wenn er Jemanden bei der Gurgel packen und erdrosseln wollte; doch ging sein Mund sogleich wieder in ein spöttisches Lächeln über, und mit unbefangener Stimme sagte er alsbald: „Das nenne ich mir doch einen gut dressirten Hund, welcher weiß, daß er nicht auf, sondern unter die Bank gehört!" Auch Lanzeck lachte; aber der Graf nahm die Sache sehr ernsthaft, und fing an, nach den holdseligen Worten der Dame zu forschen, was indessen schlecht von Statten ging, weil es sich ergab, daß der Sänger sowohl, als die Dame sich einer Sprache bedient hatten, von welcher der Schneider keine Sylbe verstand.

Als er nun wenigstens sagen sollte, wer der Zitherspieler und Sänger gewesen sey, erwiederte er: „Die Stimme hatte freilich, wie es mir vorkam, eine auffallende Aehnlichkeit mit der Stimme dieses Herrn Nürnbergers; da ich indessen unter der Bank weder Gestalt noch Gesicht erkennen konnte: —"

„So hättet Ihr besser gethan,“ unterbrach ihn Florian — „bei Eurer Scheere zu bleiben, anstatt Euch aufs Belauschen und Verläumden zu legen!“

„Nur Geduld!“ nahm Veit sogleich wieder das Wort — „meine Scheere hatte ich ja zu mir gesteckt, als Waffe für den Nothfall. Weil sie aber nur gewohnt ist, Kleidungsstücke zu verarbeiten: so schenkte ich dem Zitherspieler, dem ich gar leicht wenigstens das Bein, womit er mich einmal ins Gesicht schlug, hätte abschneiden können, dießmal noch das Leben, und schnitt, als ein frommer David, nur ein Stücklein ab von dem Kleide dieses bösen Sauls.“

Und als Veit dieß gesagt, zog er mit der Rechten ein Stücklein Tuch hervor, ergriff mit der Linken den untern Theil von Florians Kleide, und zeigte die Stelle, in welche der abgeschnittene Zipfel gehörte.

Nun war merkwürdig zu sehen Florians betroffenes, des Grafen zorniges, und des Schneiders triumphirendes Gesicht. Aber letzteres verwandelte sich plötzlich in ein höchst verzweiflungs=

volles, denn kaum hatte Florian den Schaden an seinem Kleide erkannt: so faßte er mit starken Armen den Schneider, hob ihn einer Elle hoch empor, und steckte ihn dann, ehe Jemand es abwenden konnte, zum offenen Fenster hinaus. Bloß am Kragen gehalten, zappelte und schrie nun der Delinquent, gräßlich verzerrten Angesichts, zwischen Himmel und Erde, so daß Alle, die eben über den Schloßplatz gehen wollten, und auf einmal den grotesken Veitstanz erblickten, höchlich verwundert stehen blieben, und Einer nach dem Andern ausriefen: „Der dünne Veit! ach, der dünne Veit wird erhenkt!"

Während dessen bat Lanzeck für das Leben Desselben, und der Graf riß die Klingelschnur entzwei, um Hülfe herbei zu schaffen. Florian aber ließ sich durch nichts stören in der Bekehrungspredigt, die er dem armen Sünder hielt, gab Demselben zum Beschluß noch ein Paar derbe Nasenstüber, zog ihn dann wieder ins Zimmer herein, und legte ihn, wie einen geschossenen Hasen, auf den Fußboden nieder.

„Ei, Ihr gottloser Gesell!“ zürnte der Graf — „schafft mir die Leiche weg, damit ich mich nicht davor entsetze! Und dann meldet Euch nur sogleich bei meinem Voigt, auf daß Ihr gerichtet werdet, wie Ihr es verdienet; denn welcher Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden!“

„Gnädigster Herr!“ antwortete Florian — „der Schelm ist nicht todt, höchstens ohnmächtig. Laßt mich ihn noch einmal hinaus an die frische Luft halten: so wird er schon wieder zu tanzen anfangen. Und sollte mir ihn auch der Wind aus der Hand wehen: so wird er darum nicht zerbrechen, denn ein Insekt kann man ohne Schaden von einem Kirchthurme hinabfallen lassen. Und er ist ein Insekt, — nämlich ein giftiges — seht nur, wie dünn, gleichsam eingekerbt, er unter den Rippen ist.“

Bei diesen Worten wollte Florian den Schneider aufs neue ergreifen, als Dieser plötzlich zu schreien begann: „Ich bin nicht todt! ich bin nicht ohnmächtig! und ich will Euch einen neuen Rock machen, statt des zerschnittenen: nur habt

Barmherzigkeit, und steckt mich nicht wieder zum Fenster hinaus!"

Da ließ ihn Florian los; und wie ein Aal schlüpfte der zitternde Befreite zur halbgeöffneten Thür hinaus.

„Nun gesteht mir," begann jetzt der Graf das Verhör — „was Ihr gesungen habt, und was, und von wem Euch darauf geantwortet ist; denn daß Ihr es seyd, welchen der Schneider belauschte, beweiset der abgeschnittene Zipfel Eures Kleides!"

„Bekenne es nur, Du leichtsinniger, so oft vergeblich von mir gewarnter Freund!" setzte Lanzeck mit gar ernsthaftem Gesicht hinzu. „Bekenne und bereue Deinen begangenen Fehltritt: sonst sage ich mich auf immer los von Dir!"

Da klopfte der Graf dem Baron auf die Schulter, und sagte: „Herr Augsburger, Ihr habt einen feinen Verstand, und scheint mir kein so leichter Fant zu seyn, als der Nürnberger da. Daher, wenn ich auch Diesen des Landes

verweise: sollt Ihr doch unangefochten darinnen so lange verweilen, als Euch beliebt."

Florian, welcher wohl begriff, wie der Unwille seines Freundes gemeint war, wendete sich nun, um wenigstens Rosinen nicht mit in die Verdammniß zu bringen, mit folgender Rede an den Grafen: „Bin ich so einfältig gewesen, mich von dem albernsten aller Schneider überlisten zu lassen: so möge mich nun auch die Strafe meiner Thorheit treffen! Wisset also, gestrenger Herr Graf, daß ich so unglücklich gewesen bin, mich in Johannen, Eure wunderschöne Tochter, zu verlieben, als wäre es mir durch Hexerei angethan. So überstieg ich denn gestern Abend die Mauer des Schloßgartens, und sang unter den Fenstern meiner angebeteten Schönen ein italisches Lied, worin ich ihr meine Liebe bekannte, und sie anflehte, sie möge doch auf einen Augenblick vergessen, daß sie eines Grafen Tochter sey, um mir nur ein einziges Wort, wenn auch nicht der Liebe, doch wenigstens des Mitleides, zu sagen. Aber ungerührt von meinen Klagen und Bitten, ließ die Geliebte sich weder hö=

ren noch sehen, sondern statt ihrer trat endlich bloß Eure Pflegetochter Rosine ans Fenster, speiste mich mit nichts als harten Worten ab, und warf endlich, ohne sich weiter um mich zu kümmern, das Fenster zu, so daß ich kaum zu sagen weiß, welche die Grausamste gegen mich war: ob Die, welche so mitleidlos schwieg, oder Die, welche so hartherzig sprach."

„Nicht grausam," erwiederte der Graf — „sondern ehrbar, verständig und ihrer Pflichten eingedenk, müßt Ihr sie Beide nennen, Ihr vermessener Thor! Glaubt mir: ich würde ein strenges Gericht gehalten haben, wenn sie sich anders benommen hätten, denn in diesem Punkte läßt der Graf von Knebelbart nicht mit sich spaßen."

So erfreut nun auch Lanzeck über die Wendung war, welche Florian mit gewandter Zunge dem bösen Handel gegeben hatte: so fürchtete er doch, daß noch Alles verdorben werden könnte, wenn Rosine unvorbereitet von dem Grafen unter vier Augen ins Verhör genommen würde. Er suchte also Florians Aussage ver-

dächtig zu machen, und leitete es dahin, daß Rosine sogleich zum Verhör mit herbeigerufen ward. Als diese nun kam, wußte er so geschickt das Wort an sich zu reißen, und durch seine, noch so streng klingenden Fragen Rosinen die Antworten so in den Mund zu legen, daß sie völlig unschuldig und Florians Bekenntniß wenigstens ganz sachgemäß erschien.

Rosine wurde mit einem Lobe ihres Benehmens, und mit der Ermahnung, sich immer solches Lobes würdig zu erhalten, entlassen. Doch als nun das Urtheil über Florian gesprochen werden sollte: verfinsterte sich des Grafen Gesicht gar sehr. „Ihr habt Euch so frevelhaften Beginnens schuldig gemacht," sagte der hohe Richter — „daß ich Euch würde sehr hart bestrafen lassen, wenn ich nicht, um meines Bildnisses willen, Euch zu schonen und Gnade für Recht ergehen zu lassen, geneigt wäre. Daher verbanne ich Euch bloß aus meinen Landen, doch mit der Verwarnung, daß Ihr Euch noch heute daraus entfernet, und Euch nie wieder innerhalb dersel-

ben blicken lasset. — Müsset Ihr nicht selbst sagen, daß Ihr diese Strafe verdient habt?"

„Leider habe ich sie nur zu sehr verdient!" erwiederte Florian.

„Im vollen Maaße hast Du sie verdient!" setzte Lanzeck hinzu — „Und zum Zeichen, wie sehr ich Deine Verirrung mißbillige, werde ich Dich auch nicht in die Verbannung begleiten, sondern von der Gnade des Herrn Grafen, welche mir allhier zu verweilen erlaubt, geziemend Gebrauch machen."

„Recht so! recht so!" sagte der Graf — „ich habe mit Euch auch noch Einiges aus der Heraldik zu verhandeln. Darum lasset den Freibeuter nur ziehen, und rechnet hier auf meinen gnädiglichen Schutz!"

Nun hielt Florian noch eine kurze, doch schöne Rede, worin er versicherte, daß er, auch in der verschuldeten Verbannung, stets des hochgräflichen Hauses mit der größten Verehrung gedenken werde. Dann verneigte er sich tief und ging hinweg.

das Haus auf einer Anhöhe lag, nicht nur einen großen Theil der gräflich Knebelbartschen Lande, sondern auch das hochgräfliche Schloß sehr anmuthig liegen sah. Und da er wußte, daß Rosine nicht unterlassen werde, mit einem Fernrohre nach seiner Wohnung herüber zu schauen, so stellte er in sein Fenster einen Straus von blühenden Vergißmeinnicht, worauf er gar bald die Freude hatte, mit seinem Fernglase einen blühenden Rosenstock in Rosinens Fenster zu erblicken, als welche stumme und doch verständliche Sprache der Herzen ihm die Trennung von der Geliebten einigermaßen erträglich machte.

Noch an demselbigen Tage, als Florian von dannen zog, hatte Veit einige Ellen des schönsten Tuches, das er besaß, mit zitternden Händen zu verarbeiten angefangen, um für Florian daraus einen neuen Rock zu machen, wie er in der Todesangst gelobt hatte; sobald er indessen erfuhr, daß sein furchtbarer Widersacher des Landes verwiesen sey, hob er sein Haupt plötzlich wieder keck empor, verkaufte den Rock an einen Andern, und erzählte nun Jedermann, daß

ihm zur Genugthuung für allerlei gottloses Spiel, der längst verdächtige Fremdling mit Schimpf und Schande zum Thore hinaus gejagt sey. Wo er ging und stand, gafften ihn die Leute an; und wo er ging und stand, schalt er auch triumphirend auf Florian.

Lanzeck war höchlich erzürnt gegen den so verrätherischen als verläumderischen Schneider, doch ließ er sich nichts merken hiervon, und blieb auch wohnen in dem Hause desselben, um sich nicht bei dem Grafen in den Verdacht zu bringen, daß er es im Herzen noch mit dem Verbannten halte. Auch enthielt er sich fürs Erste jeder Zusammenkunft mit Johannen, und schlich oft, um sich zu trösten, auf Umwegen zu dem Verbannten hinaus, und schaute mit ihm sehnsuchtsvoll hinüber nach dem Rosenstocke, den er als ein Zeichen der Liebe auch für sein Herz betrachtete, bis auf einmal der ganze Rosenstock mit einem Trauerflor umzogen erschien. Da war es ihm, als höre er die Geliebte herüber seufzen über Berg und Thal, als klage sie ihn eines unzärtlichen Säumens an; und er that einen Schwur, daß

er nicht ruhen wolle, bis er diesem peinlichen Verhältnisse ein Ende gemacht habe.

Die heraldischen Unterhaltungen mit Lanzeck halfen dem Grafen auf einige Zeit die Langeweile so gut vertreiben, daß ihm der Besuch des gelehrten Wapenkenners fast anfing Bedürfniß zu werden. Johanne und Rosine fühlten sich hierdurch auch in ihren pflichtmäßigen Unterhaltungen gar sehr erleichtert, und konnten also wenigstens desto ungestörter an ihre Geliebten denken. Allein unerwartet wurden jene Unterhaltungen unterbrochen. Lanzeck wurde nemlich eines Tages von dem Grafen in gar übler Laune empfangen, und mußte alsbald hören, daß Diesem seine Besuche bei Florian verrathen waren. Er sah, daß er nicht leugnen konnte, und daß auch er in der Gefahr stand, das Zutrauen des Grafen zu verlieren. Ein recht giltiger Vorwand zu den geheimen Besuchen mußte also ersonnen werden; da ihm dieser aber nicht gleich zu Gebote stand: so sagte er einstweilen bloß, daß die Anklage wohl begründet sey, ja daß er fürs Erste noch öfter zu dem Verbannten werde gehen müs=

sen, daß dieß aber einen Grund habe, der bloß auf eine Ueberraschung des gestrengen Grafen berechnet sey, und daß er, bis das Räthsel gelöst werden könne, sich freiwillig den Augen seines hohen Gönners entziehen wolle; nur möchte Dieser einstweilen seinen Richterspruch noch gnädiglich zurückhalten.

Hiermit ließ sich der Graf auch wirklich ziemlich beruhigen. Aber nun war guter Rath abermals theuer, hinsichtlich der verheißenen Ueberraschung. Lanzeck wanderte also hinaus zu seinem Freunde; und nach vielerlei gethanen abenteuerlichen Vorschlägen, kamen sie endlich darin überein, daß Florian sich dazu hergeben mußte, gerade den allerabenteuerlichsten Einfall auszuführen, nemlich einen Stammbaum zu malen, welcher zeigte, daß der heilige Ritter Georg, welcher den Lindwurm getödtet, der Ur-Ur-Ahnherr der Grafen von Knebelbart sey, welche glücklicherweise schon seit langer Zeit den Vornamen Georg geführt hatten.

Sobald das bunt gemalte, und soweit es nöthig war, auch reich versilberte und vergoldete

Prachtwerk fertig war, eilte Lanzeck damit zu dem Grafen. Und siehe, der Graf war nicht nur gänzlich versöhnt, als er den vornehmen Stammbaum überschaut hatte, sondern er überhäufte auch den verbannten Florian mit solchem Lobe, daß er ihn, um dieses Stammbaums willen, an Geschicklichkeit weit über den weltberühmten Albrecht Dürer stellte, und es nicht sowohl verzeihlich, als vielmehr verdienstlich fand, daß Lanzeck, der vielen Vergoldungen wegen, oftmals zu dem Verbannten hinausgeschlichen war. „Lasset mir nur den Schneider nun wieder kommen:“ setzte er endlich hinzu — „ich will ihn schon heim schicken, wenn er Euch verklagen will!“

Auf solche Art sah Lanzeck Alles wieder ins Geleis gebracht, und erfuhr auch, daß abermals der dünne Veit zum Auflaurer und Verräther geworden war. Ohne indessen ein Wort über Denselben zu verlieren, nahm er bloß die Gelegenheit wahr, zu Gunsten seines verbannten Freundes so viel Gutes zu sagen, als die nöthige Vorsicht nur irgend erlaubte. Und es glückte ihm

solches dergestalt, daß der Graf sich jetzt mit Lachen der Gewaltthat gegen den Schneider erinnerte, und endlich die Versicherung hinzufügte, es thue ihm schier leid, daß er den geschickten und lustigen Gesellen, bloß von wegen so frevelhafter Verliebtheit, habe verbannen müssen.

Da ergriff Lanzeck sogleich wieder das Wort, und vertraute dem Grafen, daß sein Freund von der Thorheit, sich in eines Grafen Tochter verliebt zu haben, gewiß bald ganz und gar geheilt seyn werde, wozu die anhaltende Beschäftigung mit dem alt-ehrwürdigen Stammbaume nicht wenig beigetragen zu haben scheine. Im Hin- und Hersprechen über diesen Gegenstand, wagte endlich Lanzeck, um den Grafen über diesen Punkt auszuforschen, die Worte hin zu werfen: „Wahrlich, ich möchte sagen können, der schalkhafte Liebesgott habe meinem Freunde einen neuen Streich gespielt, und ihn plötzlich für Eure Pflegetochter, für Rosinen, entbrennen lassen, denn da wäre die erste Thorheit mit einemmale von ihm abgethan, und er dürfte

wohl hoffen, im Schutz Eurer Gnade, an den Hochzeitaltar zu gelangen."

„Eine geziemendere Liebesflamme wäre das freilich;" erwiederte der Graf — „doch will ich dergleichen überhaupt in meinem Schlosse nicht haben, inmaaßen die Liebe nichts ist, als eine Thorheit, welche zu keinem Heil führt und welche ich daher schon seit geraumer Zeit nicht leiden mag."

So niederschlagend diese Antwort an und für sich auch war: so führte sie für Lanzeck doch das Gute herbei, daß er jetzt erst den Grafen begreifen lernte, und in ein noch vertraulicheres Verhältniß mit Demselben kam. Es entwickelte sich nemlich hierdurch ein Gespräch, in welchem der Graf weitläuftig erzählte, wie weiland eine unglückliche Verliebtheit ihn bestimmt habe, ein ganz anderes Fräulein zu heirathen, als seine kluge Frau Mutter, hochseligen Andenkens, für ihn bestimmt gehabt, und wie schlecht ihm dieß bekommen, indem seine in Gott ruhende Gemahlin aus den gepriesenen Rosenketten der Liebe, gleich nach gepflogenem Beilager, eine harte

Sklavenkette für ihn gedreht, so daß er seiner hochseligen Frau Mutter den früheren Ungehorsam späterhin tausendfältig abgebeten, und noch an ihrem Sarge das Gelübde gethan habe, hinfort den betrügerischen Liebesgott von dem gräflich Knebelbartschen Stammbaume möglichst weit entfernt zu halten, und auf den Grund und Boden der Verliebtheit für Tochter und Pflegetochter nie einen Hochzeitaltar erbauen zu lassen.

Es konnte nicht fehlen, daß Lanzeck bei diesen Eröffnungen auffallend erröthete; doch der Graf, fortwährend in noch höherem Purpur strahlend, achtete nicht darauf, sondern behauptete ungestört, daß je höher der Rang, desto höher die Weisheit sey, daß die höchsten gesalbten Häupter, sich gewöhnlich Gemahlinnen wählten, die sie noch nie gesehen, gesprochen oder gar geküßt hätten, und daß daher der Liebesgott als Heirathskuppler eigentlich nur an das gemeine, einfältige Volk zu verweisen sey.

Dem armen Lanzeck aber wollte fast der Athem ausgehen bei solcher Moral, und als der

Graf ihn endlich mit dem Ellenbogen eines seiner in die Seite gestemmten Arme durch einen sanften Stoß aufforderte, ihm seinen Beifall zu bezeigen, wußte er nichts hervor zu bringen, als die Versicherung, daß es mit der Liebe leider ein bedenkliches Ding sey, und daß Mancher gewiß gar vielerlei Noth, Sorge und Angst weniger hätte, wenn sie weder durch Adam und Eva noch durch irgend eins der nachfolgenden Ehepaare erfunden worden wäre.

„Bravo!“ sagte der Graf — „Ihr seyd mein Mann! Haltet nur fest an solchen Grundsätzen, und Ihr werdet Euch wohler dabei befinden, als Die, welche das Gegentheil thun.“

Mitten in dem alten Prachtsaale des Schlosses, welcher mit vielen Bildern ritterlicher Ahnen geziert war, hatte der Graf den merkwürdigen Stammbaum aufhängen lassen, und Jeder, wer Lust hatte, konnte sich ihn vom Castellan zeigen lassen und ihn beschauen und anstaunen. Mit großem Verdruß mußte aber der Graf sehr bald vernehmen, daß ein Paar unbekannte Reisende jenes Kunstwerk gar boshafter Weise be=

spöttelt und behohnlächelt hatten, ja daß der Eine von ihnen so weit gegangen war, die Ahnenschaft des heiligen Ritters Georg für eine Lüge zu erklären, und seinen Handschuh, zum Zeichen der Herausfoderung, vor dem Stammbaume niederzuwerfen.

Da der Graf nicht mit sich einig werden konnte, wie solche Unbill auszugleichen sey, hatte es fast das Ansehn, als würden die Urheber des Stammbaums gänzlich in Ungnade fallen; doch wurde dieser Sturm sehr glücklich abgewendet, sobald Johanne ihrem Vater den Rath gegeben hatte, zu Ehren des heiligen Georgs ein festliches Turnier zu veranstalten, und auf ritterliche Weise die Wahrhaftigkeit des glorreichen Stammbaumes zu bewähren.

Hatte der Graf auch manches Bedenkliche hiergegen einzuwenden: so wußte Johanne doch ihm Alles leicht, ergötzlich und ehrenvoll vorzustellen, und als Gegenmittel gegen die Langeweile auf einen ziemlichen Zeitraum hinaus zu empfehlen. Eilends ließ er also Lanzeck zu sich kommen, um ihm nicht allein den gefaßten

Entschluß mitzutheilen, sondern um ihn auch zur Förderung und Einrichtung der ganzen Sache aufzufordern. Und der Graf hatte die Freude, daß Lanzeck ihm sogleich bereitwillig mit Rath und That zu Diensten zu stehen versicherte, immaaßen der ganze Einfall unmittelbar von Lanzeck selbst herrührte, und mit kluger Berechnung nur auf sein Anstiften durch Johannen zuerst dem Grafen vorgetragen worden war.

Von nun an gab es hundert Dinge zu besprechen, vorzubereiten und einzurichten; und Lanzeck, der die Seele von Allem war, mußte täglich, fast stündlich bei dem Grafen seyn, und wurde Demselben immer unentbehrlicher. Indem aber von den baulichen Verzierungen und farbigen Ausschmückungen des Kampfplatzes nach und nach ernstlicher die Rede war, erklärte Lanzeck, daß er in diesem Felde leider wenig zu Hause sey; und so konnte es dann nicht fehlen, daß der Graf selbst anfing, über Florians Abwesenheit zu seufzen. Als daher, nach einer geschickten Einleitung, Lanzeck betheuerte, daß seines Freundes Herz, als wäre es mit Besemen gekehret, von

aller thörichten Liebe zu Johannen gänzlich und auf immerdar frei sey: da sprach der Graf endlich die lange herbeigewünschten Gnadenworte aus: „Ei, so lasset den lustigen Gesellen nur wieder hereinkommen in meine Lande! Seine Verbannung soll dermalen ein Ende haben; und so er seine Sache fernerhin gut macht, will ich ihn zu meinem Hofmaler ernennen, und seinen Seckel nicht ungefüllt lassen, um ihm zum Titel auch die Mittel zu verleihen."

So kam Florian mit vollen Ehren zurück, und, ein lustiges Liedlein singend, ging er wohlgemuth die Straße nach des Schneiders Hause hinauf, um seine alte Wohnung wieder zu beziehen. Als Dieser aber zufällig einen Blick durchs Fenster that, und den verhaßten Verbannten wieder daher wandern sah, schrie er seinen Gesellen zu, daß sie eiligst die Hausthür verriegeln und verrammeln sollten, und er selbst sprang durch den Hof und einen anstoßenden Garten nach einer Hintergasse, um unbemerkt nach dem Schlosse zu eilen. Kaum war er indessen zur Audienz gelangt, und hatte den Grafen um Abwendung

der ihm drohenden Gefahr angefleht, als auch Florian ins Zimmer trat, um gleich den Grafen zu begrüßen, da er eben nicht wußte, wo er bleiben sollte, weil seine Wohnung vor ihm verschlossen war. Wie nun der Schneider vor Schrecken zu Boden sank, und einmal über das andre versicherte, daß er ein schlagrührender Mann sey, wenn er diesen Miethsmann nicht los würde, Florian dagegen das Recht auf sein altes Zimmer unerläßlich geltend machte, und Veit dann wieder im voraus um Verzeihung bat, wenn er etwa, Angesichts Seiner Hochgräflichen Gnaden, den Geist aufgeben und die bestellten Turnierkleider nicht zu Stande bringen sollte: da erstickte der Graf fast vor Lachen; und die seltsame Scene endete endlich damit, daß der Graf, um beide Theile zu beruhigen, den Castellan kommen ließ, und Diesem befahl, dem vom Schneider verschmähten Miethsmanne einstweilen ein Paar Gastzimmer in einem entlegenen Flügel des Schlosses anzuweisen.

Wer war nun froher, als Florian?

Von allen Seiten wurden die Anstalten zu dem Turnier mit dem rastlosesten Fleiße betrieben, so daß der Tag dazu bereits anberaumt werden konnte. Der Graf ließ die Beleidiger seines glorreichen Stammbaums öffentlich dazu einladen, und sicherte Dem, welcher sie am ritterlichsten überwinden würde, nach dem Beispiel der edelsten Fürsten, als Dank die Hand seiner Tochter Johanne, und Dem, welcher sonst noch eine recht ergötzliche That thun würde, die Hand seiner Pflegetochter Rosine zu. Von Liebe durfte dabei nicht die Rede seyn.

Darob errötheten die beiden Jungfrauen nicht wenig, und ihre Herzen schlugen einen gar unruhigen Takt, theils vor Beschämung, theils vor Hoffnung, und theils vor Furcht. Doch konnten sie weder vor dem Vater noch vor den Geliebten ihre Empfindungen laut werden lassen; denn der Graf hatte sich in die Rolle eines rauhen Turnier-Ritters so einstudirt, daß ihm mit keiner Einrede beizukommen war, und Lanzeck und Florian hatten ihr gewagtes Spiel bis zu einer Spitze getrieben, wo der mindeste Verdacht eines

verbotnen Einverständnisses den unausbleiblichen Verlust des ganzen Spiels nach sich gezogen haben würde; strenger als jemals mußte man sich daher, so verführerisch auch oft die Gelegenheit dazu war, jede Zusammenkunft versagen.

Desto öfter ergötzte sich unterdessen Veit an dem Anblick und der Unterhaltung der beiden Schönen. Er mußte wegen des Stoffes und des Schnittes der alterthümlichen Kleider für Ritter, Knappen und Knechte, oft Rücksprache mit Johannen und Rosinen nehmen; und da Beide durch unbefangene Freundlichkeit ihren Antheil an dem Verdruß, welchen er ihren Geliebten gemacht hatte, zu verbergen suchten: so hielt er das für besondere Gunst, und es fuhr der Teufel des Hochmuths und der Verliebtheit toller als jemals in seine Seele; und der Gedanke, eine dieser Schönen bei dem Turniere zu gewinnen, wuchs ihm mit jeder Stunde mehr über den Kopf. Er setzte nemlich voraus, daß Lanzeck und Florian nicht unterlassen würden, mit um die Preise zu ringen, und er meinte, wo ein reichsstädtischer Kaufmann oder Maler in die Schranken zu treten

wage, da brauche ein hochgräflicher Hofschneider und Garderobenmeister nicht schüchtern zurück zu bleiben.

Schon fing er an, herum zu horchen nach der Art der ritterlichen Spiele bei einem Turniere; und um, als Vorbereitung zum Lanzengefecht, vorläufig einige Versuche im Kleinen anzustellen, schwang er die Elle fleißig in der Hand, und hielt endlich geheime Fechtstunden mit einem seiner Gesellen, der mit einer gleichen Waffe versehen war. Da sein Kampfgenoß aber nur dann und wann ein Paar Kreutzer zur Belohnung erhielt: so machte Derselbe sich kein Gewissen daraus, in einem Bierhause über die Fechtlust seines Meisters zu spotten; und so wurde Veit von Vielen schon laut verlacht, ja von Manchem auch errathen, als er seine Tapferkeit, wie seine Absicht, noch in das undurchdringlichste Incognito verhüllt glaubte.

Gab es nun aber bei diesen Probegefechten mit leichten Schneiderellen schon manchen empfindlichen Schlag, von welchem der schreckhafte und dünnhäutige Veit fast des Todes war: so hatte er wohl Ursach, ein Aergeres von den großen

Lanzen oder gar Schwerdtern beim ernsthaften Turnierkampfe zu fürchten. Ruhig überlegend, nach verflognem, erstem Rausche, daß dem geschicktesten Arm eines Schneiders selten das Heldenmark eines Roland oder Herkules inne wohne, wollte ihm die Hoffnung auf einen erwünschten Sieg auch immer zweideutiger scheinen. Endlich fiel es ihm auch mit Schrecken aufs Herz, daß er ein Roß besteigen solle; denn wenn er auch Hoffnung hatte, ein überfrommes in dem Städtlein aufzutreiben: so kam es ihm doch gar halsbrechend vor, sich auf den Rücken einer hochbeinigen, unvernünftigen Bestie niederzulassen, und Leib, Leben und Gesundheit derselben Preis zu geben. Er erinnerte sich noch mit Schaudern aus seinen Lehrlingsjahren, wie er, verleitet von leichtsinnigen Buben, einstmals auf einen Esel geklettert, und als er oben angelangt, statt der Ohren, an die er sich zu halten dachte, nur das kahle Hinterende desselben vor sich gehabt, gleichwohl aber das tolle Thier ohne auf Bitten oder Schreien zu achten, durch Dick und Dünn mit ihm den Weg zur Mühle getrabt, bis der ver-

zweiflungsvolle Reiter endlich, beim fruchtlosen Angeln nach des Thieres Schwanz, mehr todt als lebendig, über denselben hinabgerutscht war! — Solches Alles schlug den Muth des verliebten Abenteurers dermaaßen nieder, daß er mehrere Tage ganz schwermüthig einher ging, ohne mit sich einig werden zu können, was unter sothanen Umständen zu thun oder zu lassen sey.

Ganz nahe vor dem Städtchen wohnte zur selbigen Zeit ein geheimnißvoller Kerl, mit einem borstigen Judasgesicht, und deßhalb auch allgemein der Rothbart genannt. Er verstand sich auf Ratten- und Mäusefang, Wunderkuren und allerlei unheimlichen Hokuspokus, und wäre also, troß seines rothen Bartes, eigentlich ein Schwarzkünstler zu nennen gewesen. Dieser trat eines Tages zu Veit ins Zimmer, da Dieser eben ganz einsam im verliebtesten Tiefsinn saß, legte einige Ellen des feinsten Tuches auf den Tisch, und verlangte, daß ihm ein Rock daraus verfertigt werde, nach dem vornehmsten Schnitt. Als Veit die Kostbarkeit des Tuches erkannte, sah er den Rothbart mit großen Augen an, und äußerte

seine Verwunderung darüber, daß Ratten- und Mäusefang ein solches Kleid abwerfe.

Da lachte der Rothbart laut und grimmig auf, und sagte, blitzenden Auges, mit rauher Stimme: „Ho! der Rothbart kann noch ein wenig mehr, als Ratten und Mäuse fangen! Wo alle menschliche Kunst oft scheitert, da weiß der Rothbart noch zu helfen auf seine Weise! das Zeugniß geben ihm gar hohe, hohe, vornehme Herren!“

So entspann sich, während des Maaßnehmens, ein Gespräch, in welchem der Rothbart zu verstehen gab, daß ihm mancherlei übernatürliche Mittel zu Gebote ständen, und daß es Hexenmeisterkünste gebe, von denen der gemeine, blöde Verstand keine Ahnung habe. Plötzlich aber brach er wieder davon ab, und ohne ein Wort weiter zu sprechen, ging er, hart auftretend, hinweg, sobald das Maaß genommen war.

Veit blieb lange sitzen in tiefen Gedanken; endlich aber wippte er auf, wie ein Federball, und brach in die Worte aus: „Der Rothbart muß mir helfen! Der ist zur rechten Stunde unter

mein Dach gekommen!" und sobald es dunkel wurde, schlich er zum Thore hinaus nach der Hütte des Rothbarts.

„Verzeiht mir!" sprach er, als er in die rußige Stube trat — „mir ist ein böser Streich begegnet! ich weiß mir nicht anders zu helfen, als daß ich noch einmal Maaß nehme, um Euer schönes Kleid nicht verpfuschen zu lassen!" — Er that es mit zitternder Hand. Als er damit fertig war, bat er um Erlaubniß, sich ein wenig zu setzen, um von dem weiten Weg auszuruhen; dann klagte er über Durst, weil er zum Vesperbrod einen Häring gegessen, und ließ sich einen Krug mit Wasser reichen; und endlich fragte er, ob er nicht den Aufgang des Mondes abwarten dürfe, weil es bereits ganz dunkel geworden, und der Weg zum Halsbrechen sey. Der Rothbart grinste ihn bei allen Wünschen freundlich an; und allmählich ward dann der abgerissene Faden des ersten Gesprächs von neuem wieder angeknüpft.

Der Rothbart war nach und nach wieder gut im Zuge. Veit aber saß mit gepreßtem Athem, und konnte die Worte nicht finden zu

Dem, was er eigentlich sagen wollte. Seine Zunge wurde immer trockner, so viel er auch Wasser trank. Endlich aber faßte er sich ein Herz, und fragte, ob es wohl ein zuverlässiges Mittel gebe, sich hieb- und stichfest zu machen, so daß zum Beispiel in einem Kampfe ein kleiner David mit dem größten Goliath anbinden könne ohne Gefahr einer Verwundung und mit der sichern Aussicht auf einen unfehlbaren Sieg?

„Warum nicht?" antwortete der Rothbart in barschem Tone; doch setzte er hinzu, daß die Sache freilich schwierig wäre, und daß nicht eines Jeden Constitution dazu paßte.

Veit rückte jetzt näher, und sagte, daß einem gewissen Herrn, einem honetten, angesehnen, tapfern Manne, welcher aber nicht genannt seyn wolle, mit einem solchen Mittel wohl gedient seyn würde, um es zu einem bestimmten, edeln Zwecke zu gebrauchen, bei welchem er aber nicht Lust habe, seine Tapferkeit zum Besten zu geben.

„Ganz recht!" sagte der Rothbart — „warum sollte man es sich nicht bequem machen,

wenn man es haben kann? Verschaffet mir nur einen Flausch Haare von dem Herrn: so will ich Euch bald sagen, ob seine Constitution dazu passend ist, oder nicht."

„Den sollt Ihr haben;" erwiederte Veit — „sobald ich wieder zu Euch kommen kann." — Seine Ungeduld ließ ihm aber keine Ruhe. Er entschloß sich daher, sobald er den Rothbart auf einen Augenblick entfernen könnte, sich mit der Scheere, die er in der Tasche hatte, einen Flausch Haare abzuschneiden, und dann vorzuwenden, er besinne sich eben darauf, daß ihm der Herr schon die nöthigen Haare mitgegeben habe.

Gedacht, gethan. Unter dem Vorwande, daß er frischeres Wasser zu haben wünsche, entfernte er den Rothbart, fuhr dann eilig mit der Scheere nach dem Hintertheile des Kopfes, faßte einen Flausch Haare, und schnitt hastig darauf los. Plötzlich erhob er aber ein unwillkürliches Zetergeschrei, denn die Scheere hatte sich nicht an den Haaren begnügt, sondern auf meuchelmörderische Weise auch ein Ohr mit gefaßt. Als der Rothbart mit der Lampe wieder

ins Zimmer geeilt war, lag die Scheere auf dem Boden, ein Ohrzipfelchen nebst einem tüchtigen Flausch Haare daneben, und von dem verstümmelten Ohre floß ein Bächlein des schönsten Schneiderblutes herab.

Es war Veits erste Verwundung, und er sank, in einem ohnmachtähnlichen Zustande, an die Lehne seines Schemels zurück. Kaum fing der Rothbart indessen an, ihm das Ohr mit einem scharfen Essig zu waschen: so sprang der Leidende mit einem neuen Schrei des Schmerzes auf, und der Rothbart bekam einen Veitstanz zu sehen, desgleichen in seiner Praxis ihm noch nicht vorgekommen war.

Als er sich satt gelacht und die Wunde bepflastert hatte, schlug er den Patienten auf die Schultern, daß demselben die Knieen einknickten, und sagte: „Gesteht es nur: Ihr selbst seyd der Herr, von dem Ihr spracht?" — Veit konnte es unter solchen Umständen nicht läugnen, und vertraute dem Rothbart, was er im Schilde führte. Die Herzen öffneten sich; der Rothbart versprach, binnen vier und zwanzig

Stunden die Haare zu untersuchen, und erwähnte beiläufig, daß er unter hundert Gulden, wovon die Hälfte gleich im voraus zu erlegen sey, sich auf die Ausführung des verlangten Kunststückes nicht einlassen könne.

Aufs Vorausbezahlen wollte sich Veit nicht einlassen, erklärte aber am folgenden Abend, daß er sogleich nach dem Turniere das Doppelte der geforderten Summe zahlen wolle, wenn die Kunst den Meister lobte. Da der Rothbart sich dieß endlich gefallen ließ: so wuchs das Vertrauen immer mehr; und er versprach, als ein folgsamer Zauberlehrling Alles gläubig zu thun und zu lassen, was ihm der Meister vorschreiben oder verbieten werde.

Der Tag des Turniers war gekommen, und mit ihm eine Menge ritterlicher Herren und Volks, zum Kämpfen und zum Schauen bei dem festlichen Waffenspiel. Alles war aufs Herrlichste vorbereitet; und Musik, Becherklang und froher Jubel erklangen schon vom frühen Morgen an im Schlosse und in weitem Umkreise umher.

Allmählich füllten sich die Sitze, welche den Kampfplatz umgaben; und so reichlich der Raum auch zugemessen war: so konnte er doch endlich kaum die Unzahl der zusammengedrängten Schaulustigen fassen.

In voller Pracht erschien jetzt der Graf mit Johannen und Rosinen und andern vornehmen Gästen. Alles jauchzte und frohlockte; nur die beiden Schönen, nach welchen alle Blicke gerichtet waren, voll Theilnahme, voll Bewunderung und unwillkürlicher Huldigung, saßen da mit niedergeschlagenen Augen, und mit einem peinlichen Gefühl, das jeden Augenblick in einen Thränenstrom ausbrechen wollte, und sich nur mit der schmerzlichsten Anstrengung unterdrücken ließ.

Lanzeck und Florian waren von dem Grafen beauftragt worden, auf Ordnung und Ruhe der Zuschauer zu sehen, und in seiner Nähe zu seyn, für den Fall, daß noch etwas anzuordnen oder auszukundschaften wäre. Aber niedergeschlagen von dem Anblick ihrer betrübten Geliebten, als sie dieselben das Schloß verlassen sahen,

hatten sie jenes Auftrages gänzlich vergessen, und sich zurückgezogen in Florians Zimmer, wo kurz zuvor mehrere Gäste bewillkommt waren, und noch ein guter Vorrath gefüllter Flaschen aus dem Schloßkeller stand.

„Laß uns eins trinken!" rief endlich Florian — „wer weiß, ob wir für's Erste wieder Lust und Laune dazu haben werden!" Und dieses sagend, öffnete er eine Flasche köstlichen Rheinweins, und schenkte für sich und für Lanzeck in die klingenden Gläser ein.

So saßen sie und tranken, ohne sich um den Lärm zu bekümmern, der von dem Turnierplatz herüberschallte. Und als endlich der Graf, der sie vermißt hatte, einen Diener zu ihnen schickte, gab ihm Florian mit lallender Stimme den Bescheid: „Sagt nur dem gestrengen Herrn, daß sein Wein uns trefflich geschmeckt hat, und daß wir nun ausschlafen wollen von unserer Arbeit!" — Darüber ward der Graf nicht wenig erzürnt, und sandte einen zweiten Diener an die Trinker ab; Dieser aber fand Florians Thüre schon verschlossen, und so viel er auch daran poch-

te, ward sie doch nicht aufgethan. Johanne und Rosine wurden blutroth beim Anhören dieses Berichts, und wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten, um ihre peinliche Verlegenheit zu verbergen.

Zu ihrer Zerstreuung und zur erwünschten Ablenkung der Aufmerksamkeit, begann jetzt glücklicherweise das wirkliche Fest in allerlei scherzhaften Spielen: Wettrennen, Reiten, Zielschießen und dergleichen. Endlich, nachdem dies Alles vorbei war, gab der Herold das Zeichen zu dem ernsteren Kampfe. Der prächtig geschmückte Stammbaum, welcher die Veranlassung zu dem Turnier gegeben hatte, wurde feierlich aufgestellt, dem Sitze des Grafen gegenüber. Nun kamen die kampflustigen Ritter Einer nach dem Andern herbei, tummelten ihre muthigen Rosse, und je nachdem sie für oder wider den Stammbaum kämpfen wollten, senkten sie ihre Lanzen, oder warfen sie ihre Handschuhe, zur Herausforderung, davor nieder.

Ein naher Vetter hob, als Stellvertreter des Grafen, den ersten Handschuh auf, und warf sei=

nen Gegner alsbald siegreich zu Boden. Nach und nach drängten sich von beiden Seiten Mehrere hinzu. Muth und Tapferkeit stritten für und gegen die Ehre des Stammbaums und des alten gräflichen Hauses. Lange schwankte der Sieg hin und her, bis endlich einer der Gegner, ein schwarz geharnischter Ritter, als einziger Sieger auf dem Kampfplatze stand, und mit höhnischem Uebermuthe fragte, ob noch Jemand da sey, der ihm den Sieg streitig zu machen denke. Alles schwieg.

Tief ergriffen von solcher Schmach, erhob sich nun der Graf, und rief seinen Dienern zu: „Bringt mir ein Roß und ein Schwerdt, damit ich siege oder sterbe, denn wie möcht' ich solche Schande meines Hauses überleben!" — Johanne warf sich ihm flehend in den Arm; Rosine schluchzte im Uebermaaße des Schmerzes. Alles staunte mit gespannter Erwartung hin. — Horch! da schmetterte ein neuer Trompetenton! Ein stattlicher Ritter in goldener Rüstung, und mit ihm ein Knappe, Beide mit niedergesenktem Visier, stürmten im raschen Galopp auf schönen Pferden daher. Die Schranken flogen auf.

Der goldne Ritter und sein Knappe verneigten sich demuthvoll vor dem Grafen und den Damen. Bald darauf entstand ein hitziger Kampf zwischen dem goldenen und dem schwarzen Ritter, der lange die Gemüther der Zuschauer in Spannung erhielt. Aber so tapfer, ja endlich fast wüthend der schwarze Ritter auch focht: so konnte er auf die Länge doch dem goldnen Ritter, dem eine höhere Macht beizustehen schien, das Gleichgewicht nicht halten. Ehe er sich's versah, lag er zu Boden gestreckt; und der goldne Ritter setzte ihm als Sieger die Lanze auf den Nacken, bis er sich für überwunden erklärte, und mit Ehrfurcht den Namen des Grafen aussprach.

Deß freute sich der Graf; deß jauchzten Tausende von Zuschauern. Mit allgemeinem Jubel wurde der goldene Ritter als Sieger begrüßt. Aber ein neuer Trompetenstoß lenkte plötzlich die Aufmerksamkeit von ihm ab, nach einem neuen, gar seltsamen Schauspiele.

Es erschien an den Schranken ein Reiter, über und über anzuschauen als der leibhaftige Beelzebub, reitend auf einem schwarzen Bären,

der eine hohe Krone von Schlangen und glut-hauchenden Drachenköpfen trug, und von einem Manne geführt ward, der ebenfalls, wie der Reiter, eine Teufelslarve trug.

Die Schranken wurden geöffnet, und langsam ließ der Reiter den Bären bis in die Mitte des Kampfplatzes führen, wo er mit hohler Stimme dem goldnen Ritter zurief: „So Du des Todes nicht seyn willst, so steige herab von Deinem Pferde, und erkenne mich an als Deinen Sieger! Aber eile! eile! eile! sonst hat Dein letztes Stündlein geschlagen!“

Mit stockendem Athem schaute und horchte Alles hin. Doch der goldne Ritter, ohne sich von der Stelle zu rühren, sagte: „Knappe, gieb Du ihm die Antwort!“ und sogleich spornte der Knappe sein Pferd gegen den Feind. — Plötzlich begann die Schlangenkrone auf dem Kopfe des Bären sich zu bewegen und zu rasseln, wie wenn sie ein Mühlwerk wäre, und des Knappen Roß stutzte davor zurück, und warf sich herum nach der entgegen gesetzten Seite.

„Verwegener!“ rief mit noch hohlerer Stimme der Bärenritter — „Steige herunter von Deinem Rosse, und demüthige Dich vor mir: sonst bist Du augenblicklich des Todes!“

Und siehe, der Knappe sprang eilig von seinem abwärts gekehrten Pferde, doch eben so schnell auch wieder hinauf auf dasselbe, und zwar so, daß er verkehrt darauf saß, nemlich über den Schwanz desselben nach dem Bären hinschauend. „Nun komm, Du Teufel!“ rief er, tollen Muthes, während sein Pferd, ohne Leitung, langsam den Kampfplatz entlang schritt. Fast eben so langsam folgte der Bär ihm nach, dessen Reiter nun, unter dem Murmeln unverständlicher Worte, seine leichte Lanze zu schwingen anfing. Der Knappe fing an zu schreien, als wäre er schon aufgespießt, und zitterte, wie ein Espenlaub, zum großen Gelächter aller Zuschauer. Plötzlich aber griff er mit der Linken rücklings nach dem Zügel seines Pferdes, um es endlich anzuhalten, und im nemlichen Augenblick ergriff er mit der Rechten die Lanze des goldnen Ritters, und, wohl wissend, mit welcher Art von Ungethüm er es

eigentlich zu thun habe, führte er damit einen lustigen Stoß gegen die Krone des Bären und gegen die Larve des Reiters. Da fing dieser an, kläglich zu schreien: „O, Rothbart! Rothbart! rette mich!" — Der Bär bäumte sich hoch auf! Nun noch einige Lanzenstöße gegen das Bärenfell, und dasselbe löste sich aus seinen versteckten Schlingen und Fugen; ein großer, graubärtiger Ziegenbock sprang daraus mäckernd hervor; der Reiter verlor Gleichgewicht, Larve und Fassung; und tausend Stimmen schrieen in einem Nu laut auf: „Der dünne Veit! der dünne Veit ist ein Ziegenbocksreiter geworden!" und wildes Gelächter, Spott und Jauchzen brausten rings um den Kampfplatz, daß man die schmetternden Trompeten kaum hörte; und Tausenden preßte das übermäßigste Lachen Thränen aus den Augen, während nur Einem — dem im Sande zappelnden Schneider — der übermäßigste Leibes- und Seelen-Schmerz welche auspreßte.

Noch einmal wollte er sich ermannen, weil Niemand ihn antastete auf dem Boden. Er rap-

pelte sich empor, ergriff die Lanze, und hinkte dem Ziegenbocke nach, um ihn auf's neue zu besteigen. Aber mit Jammer sah er nicht nur, daß der Bock gänzlich entbärt war, sondern sich auch einmal über das andere ihm entgegenbäumte, und ihn mit den entkronten Hörnern zu bewillkommnen suchte. Da ergriff ihn ein neuer Schrecken; und mit lauten Flüchen gegen den Rothbart, floh er, verfolgt von dem Bocke, zu den Schranken hinaus, worauf der lärmende Jubel der Menge fast zum Wahnsinne ward.

So endete, unerwartet lustig, das Kampfspiel. — Als das brausende Getümmel sich endlich gelegt hatte, winkte der Graf den goldnen Ritter nebst Knappen zu sich hinauf, und erkannte vor allem Volk ihnen beiden Johannen und Rosinen als Preise ritterlicher Tapferkeit und fröhlichen Muthes zu. Und als die beiden Unbekannten ihre Visiere öffneten, standen, zu Aller Erstaunen und zum höchsten Entzücken der beiden Jungfrauen, Lanzeck und Florian da; und Lanzeck nannte jetzt den rühmlichen Namen seines edlen Geschlechts, und bat um Verzeihung,

daß sie vorhin die Rolle der Trunkenen gespielt hatten, um unbemerkt und ungestört Zeit zu dem Kampfspiele zu gewinnen.

Ohne ein Wörtchen von Liebe über die Lippen kommen zu lassen, reichte Lanzeck Johannen, Florian Rosinen die Hand; aber der zitternde Druck der Hände sagte, was der Mund verschwieg, während der Graf sich freute, seinem Gelübde gemäß, zwei Heirathen ohne alle Liebe gestiftet zu haben. Innerlich liebebeglückt, ließen sie ihn gern in diesem Wahne, bis ihre glücklichen Ehen ihn allmählich von seiner Grille bekehrten.

Der dünne Veit aber, welcher gar hart belehrt worden war, wie Hochmuth vor dem Falle kommt, ließ sich auf dem Schlosse nimmer wieder sehen; ja weil er sich, ohne laut von den Buben verspottet zu werden, nicht mehr auf der Gasse konnte sehen lassen: so zog er, viele Meilen weit, in eine andere Stadt. Auch dort fand er wieder reichlich sein Brodt, und suchte die gehabten Unfälle sich aus dem Sinne zu schlagen. Nur konnte er sein Leben lang keinen Ziegenbock sehen

oder mäckern hören, ohne krampfhafte Zuckungen zu bekommen; ja die Schneider allzumal mögen, seit jener Geschichte, nicht gern von einem Ziegenbocke hören, bis auf den heutigen Tag.

Inhalt.

	S.
Zauberkünste	3
Geständnisse eines Weiberfeindes	78
Geschichte vom dünnen Veit	145

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eberhard, August G.,

Erzählungen

Bd.: 4

Halle (1830)

P.o.germ. 288 d-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107520-5